

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965**

Heft 56 (1993)

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**

# Fontane Blätter

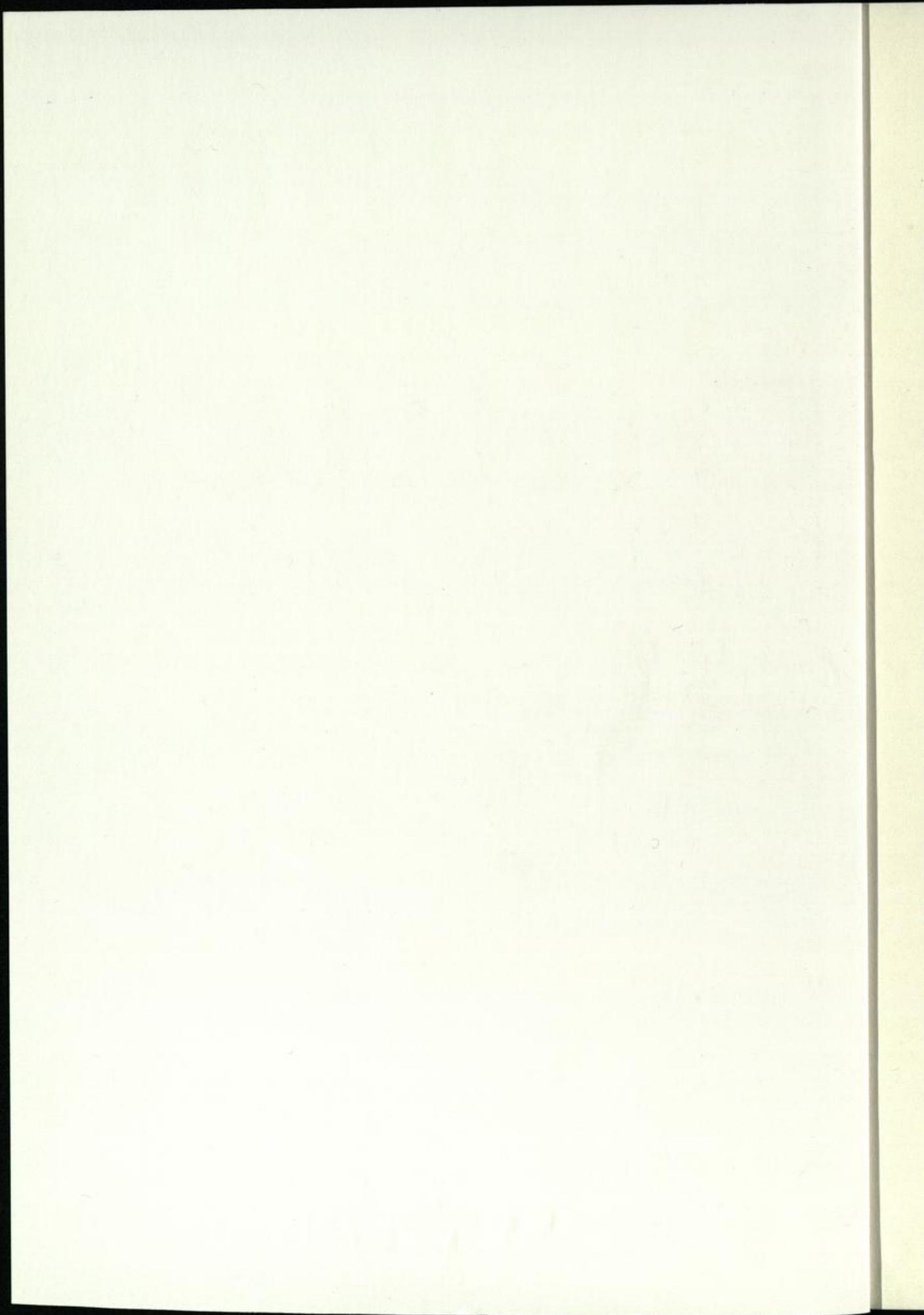
---

1993

Heft 56

---

Herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv



1993

Heft 56  
der Gesamtreihe

ISSN 0015-6175

# Fontane Blätter

## INHALTSVERZEICHNIS Heft 56

### UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

Seite

- **Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Briefwechsel 1858/1859**  
Herausgegeben und kommentiert von  
Roland Berbig, Berlin ..... 4

### LITERATURGESCHICHTE / INTERPRETATION

- **Peter Hasubek, Braunschweig**  
Der junge Heinrich Mann und Theodor Fontane  
Zu den Anfängen der Gesellschaftsnovelle bei Heinrich Mann ..... 33
- **Peter Goldammer, Weimar**  
Nietzsche-Kult - Antisemitismus - und eine späte Rezension  
des Romans „*Vor dem Sturm*“  
Zu Fontanes Briefen an Friedrich Paulsen ..... 48
- **Stefan Neuhaus, Bamberg**  
Fontane und der Tunnel unter der Themse  
Anmerkungen zu einem Motiv aus dem „*Stechlin*“,  
seiner Geschichte und Bedeutung ..... 63
- **Michael Masanetz, Leipzig**  
„In Splitter fällt der Erdenball/Einst gleich dem Glück von Edenhall“  
Fontanes „*Unwiederbringlich*“ - das Weltuntergangsspiel eines  
postmodernen Realisten (Teil 2) ..... 80

## REZENSIONEN

- Edith H. Krause: Theodor Fontane. Eine rezeptionsgeschichtliche und übersetzungskritische Untersuchung. - Bern u. a.: Peter Lang 1989. (Rez.: Hans Ester, Nijmegen) ..... 102
- Hans-Jürgen Schmelzer: Der alte Fontane. - Berlin: Stapp Verlag 1992. (Preußische Köpfe) (Rez.: Luise Berg-Ehlers, Bochum)..... 105
- Theodor Storm. Ein Lesebuch für unsere Zeit. Hrsg. von Peter Goldammer, Weimar. - Berlin: Aufbau Taschenbuch-Verlag 1992. (Rez.: Walter Zimorski, Oberhausen) ..... 107
- Frederick Betz, Jörg Thunecke (Hrsg.): „Heiteres Darüberstehen oder Doppelzüngigkeit?“ Die Familienbriefe (1905) Theodor Fontanes: Ein unbekannter Text (1922) von Fritz Mauthner. - Nottingham 1992. (Rez.: P. I. Anderson, Aalen)..... 108
- Barbara Bartos-Höppner: Die Schuld der Grete Minde. - München: Bertelsmann 1993. (Rez.: Axel Kahrs, Lüchow) ..... 114
- Bibliophile Kabinettstücke. Vorge stellt von Dieter Buchhierl, Berlin..... 117

## INFORMATIONEN

- Symposium „Theodor Fontane - Von Drei ßig bis Sechzig“ in Potsdam, 15.-17. September 1993..... 119
- In memoriam Anita Golz ..... 120
- Archivmitteilungen ..... 121

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1 - S. 23: Friedrich Eggers an Theodor Fontane, vgl. Brief Nr. 4

Abb. 2 - S. 24-25: Theodor Fontane an Friedrich Eggers, vgl. Brief Nr. 8

Abb. 3 - S. 65: Themse-Tunnel. Aus Mary Evans Picture Library

*„... Du wirst noch weiterhin die Wahrnehmung machen, daß alles, was an dem Küstenstriche von Nord- und Ostsee liegt, viel schöner, reicher, feiner ist als das Binnenland, ganz besonders als die Provinz Brandenburg, die nun mal - so lieb ich sie habe den alten Popelinski-Charakter noch immer nicht loswerden kann.*

*An der Küste hin schmeckt alles nach England, Skandinavien und Handel, in Brandenburg und Lausitz schmeckt alles nach Kiefer und Kaserne...”*

Theodor Fontane,  
Aus einem Brief an seinen Sohn Friedrich  
Krummhübel, 6. Juni 1885

## UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Briefwechsel 1858/1859

Herausgegeben und kommentiert von Roland Berbig, Berlin

Anita Golz zum Gedenken

### Einleitung

Die wachsende Aufmerksamkeit für die sogenannte mittlere Phase Fontanes<sup>1</sup> - den Zeitraum zwischen 1850 und 1870 - zieht eine erneute Sichtung und Prüfung überlieferter Quellen nach sich.

Ein einschneidendes Ereignis dieser Jahre war Fontanes vorzeitige Rückkehr aus England im Januar 1859. Sie beschäftigte den Freundeskreis in Berlin ebenso, wie sie in den durch den Rücktritt Manteuffels neu besetzten Amtsstuben für einigen Wirbel sorgte. Keiner der Berliner Freunde spielte dabei eine so gewichtige Rolle wie Friedrich Eggers.

Eggers gab seit 1850 das *Deutsche Kunstblatt* heraus, dem 1854 ein *Literaturblatt* beigelegt wurde, für das der aus Rostock stammende und seit 1845 in Berlin lebende Kunsthistoriker bis 1857<sup>2</sup> ebenfalls verantwortlich zeichnete. Nicht zufällig hat Fontane Eggers ein „Gesellschafts-Genie“<sup>3</sup> genannt, denn die Vereine, in denen der Freundeskreis verkehrte und sich immer wieder neu konstituierte, verdankten dem Norddeutschen ihre zum Teil erstaunliche Lebensdauer und Produktivität.<sup>4</sup> Fontane empfand sich als der Überlegene und machte aus diesem Gefühl wenig Hehl. Gründete diese Superiorität auch im Maß eines nur sehr eingeschränkt zugebilligten Poetentums<sup>5</sup>, erstreckte sie sich doch auch auf die ganze Persönlichkeit Eggers'.

Man kann es als Glücksumstand bezeichnen, daß die Briefe, die sich Fontane und Eggers im Spätherbst 1858 bis Anfang 1859 schrieben, erhalten geblieben sind. Sie gehören zu dem Korpus von 94 überlieferten Briefen der Korrespondenz und bilden deren Kernstück. Von den 63 Briefen Fontanes sind bislang nur 25 vollständig und 21 passagenweise veröffentlicht; die restlichen 17 sind unpubliziert. Von Eggers sind erst vier Briefe ediert.<sup>6</sup> Der Briefwechsel bietet reichliches Material, Eggers' tatsächlichen und bislang kaum ernsthaft erforschten Anteil an Fontanes Werdegang zu rekonstruieren. Obwohl die Forschung früh auf die Bedeutung der komplizierten Beziehung zwischen Eggers und Fontane verwiesen hat,<sup>7</sup> mangelt es an publizierten Dokumenten. Dabei ist die Quellenlage denkbar günstig. Im Rostocker Stadtarchiv befindet sich der umfangreiche Nachlaß der Familie Eggers, und die Landesbibliothek Kiel hat sowohl Bestände von Eggers selbst als auch große Teile der an ihn gerichteten Briefe in ihrem Besitz.

Kann sich der Fontane-Eggers-Briefwechsel im Rang auch nicht messen an denen mit Bernhard von Lepel oder dem Ehepaar Henriette und Wilhelm von Merckel, so ist er doch in vielfacher Hinsicht aufschlußreich. Es muß einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben, darüber gründlich Rechenschaft abzulegen.

Die hier edierten Briefe gruppieren sich, wie bereits erwähnt, um Fontanes Aufgabe seiner Stellung in London. Diese Entscheidung des in preußischem Dienst und Sold stehenden Journalisten bereitet allen Biographen mehr oder minder Kopfzerbrechen, weil in ihr auf schwierigste Weise Politisches mit Psychologischem und Biographisches mit Historischem verknüpft sind. Besonders für die, die Fontane gerne in Distanz zum Manteuffelschen Lager und mit Sympathien für die Konstitutionellen und Liberalen sehen wollen, bedeutet seine Entscheidung für die abtretende Regierung mehr als nur ein Darstellungsproblem. Kaum weniger trifft das auf Fontanes Wankelmütigkeit zu, für die man gerne einen tieferen Grund oder einen höheren Zweck anzugeben wünschte.

Charlotte Jolles unterscheidet zwischen dem politischen Fontane und dessen künstlerischer Natur, um die Entscheidung einsehbar zu machen. „Der politische Fontane empfing überreiche Nahrung, der Künstler kam nicht auf seine Rechnung.“<sup>8</sup> Nicht weil die Fahne, der er „wenn auch ohne Überzeugung - gedient“<sup>9</sup> habe, fiel, habe er seinen Dienst quittiert, sondern weil er mit Anstand zurück in die Heimat wollte, von der er sich Produktivität, „Aufregung und Anspannung“<sup>10</sup> erhoffte.

Hans-Heinrich Reuter sieht in Fontanes Verhalten ein „neues Selbstbewußtsein“ des „Menschen Fontane“.<sup>11</sup> Er habe gleichsam einen Sprung der Befreiung vollzogen, in dem er „die letzten Reste einer Bindung als Staatsangestellter“<sup>12</sup> löste. Kompromiß und Verzicht überwogen, die Perspektive des „Zwischen-den-Stühlen-Sitzens“ sei Realität und fortan Lebenspraxis geworden. Der zum Beweis für diese Auffassung vielzitierte Brief Fontanes an Bernhard von Lepel vom 1. Dezember 1858, der die „ganz gemeine Pflicht des Anstands und der Dankbarkeit“ gegenüber Manteuffel betonte und den Wunsch formulierte, „ganz einfach Fontane“<sup>13</sup> sein zu wollen, gilt auch Helmuth Nürnberger als Schlüssel für die Deutung.

Ihm erscheint der Schriftsteller als ein Taktierer, in dem schon der späte Fontane durchscheint, der sich dann „ganz als Privatmann und als unabhängiger Kritiker wird fühlen können.“<sup>14</sup> Fontanes relativ erfolgloser Wechsel nach Berlin sei, wie der Dichter zu Recht befürchtet habe, durch sein angebliches Manteuffelianertum verursacht worden.<sup>15</sup> Schuld also sei unterstelltes politisches Fehlverhalten. Nach der Lektüre des Briefwechsels mit Friedrich Eggers sind diesbezüglich Zweifel erlaubt.

Einig sind sich die Biographen darin, daß Fontane aus London weg wollte, daß er literarisch und nicht politisch zu schriftstellern beabsichtigte und daß seine konservative Gesinnung, wenn überhaupt, dann in einem „höheren“ Sinn zu fixieren sei. Überdies neigen die Lebensbeschreibungen dazu, Fontane als ein Opfer von Mißgunst anzusehen, dem der Weg zur kritischen Redlichkeit durch alle möglichen Umstände erschwert worden sei. Die helfenden Freunde in Berlin, allen voran Friedrich Eggers, erscheinen dabei nicht selten als eigentliche

Verursacher des scheinbar mehrfach belichteten Bildes, das Fontane für die politisch nun maßgebenden Leute abgab.

Fontane wird zu Lepel nicht unbedacht von „den vielen Motiven die mich so haben handeln lassen [nämlich nicht auf die neuen politischen Beamten zu setzen - R.B.]“,<sup>16</sup> gesprochen haben. Die Motive lassen sich vollständig kaum auflisten. Mit Hilfe des Briefwechsels zwischen Fontane und Friedrich Eggers kann indes genauer beschrieben werden, was die Freunde und was Eggers selbst für Fontane unternahmen und ob das die Vorwürfe rechtfertigte, mit denen Fontane die Aktivitäten bedachte.<sup>17</sup>

Einigermaßen überraschend ist, daß selbst die Briefe *Fontanes*, die in diesen Wochen an Eggers geschrieben wurden, bis jetzt noch nicht vollständig publiziert sind. Und beinahe noch überraschender ist, daß die veröffentlichten Briefe keineswegs verlässlich in ihrer Textwiedergabe sind und Auslassungen aufweisen, die, zumal unmarkiert, den Briefinhalt oftmals nachgerade entstellen. Ein eindrucksvolles Beispiel für diesen Tatbestand gibt der Brief von Fontane an Eggers vom 20. November 1858. Er wurde zuerst von Otto Pniower und Paul Schlenther in *Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung (Briefe an die Freunde)*<sup>18</sup> abgedruckt, und zwar unvollständig, ohne daß das Weggelassene gekennzeichnet wurde. Da nicht zuletzt auch die *Hanser Briefausgabe* den Brief in dieser Gestalt übernommen hat,<sup>19</sup> wird er bis auf diesen Tag so zitiert. Vergleicht man diesen Druck mit dem wirklichen Wortlaut des Briefes, fällt auf, daß durch das Fortgelassene Fontanes Selbststilisierung verstärkt und daß Eggers' konkrete Unternehmung unterschlagen wurde: nämlich sein selbstloser Gang zum neuen Leiter der Zentralstelle für Preßangelegenheiten Julius von Jasmund. Da der Brief vom 17. November 1858 unveröffentlicht blieb, in dem Fontane Eggers herzlich für seinen Weg zu Immanuel Hegel dankte, der aufgrund seiner früheren Stellung in der Zentralstelle und im Ministerium Einfluß hatte und die Entwicklungen kompetent zu taxieren vermochte, steht Eggers am Ende in dem verzerrten Licht, das Fontanes nachträgliches Urteil auf ihn geworfen hat. Für die Einschätzung der politischen Situation Ende 1858 steuern Eggers' Vermittlungsversuche in Sachen Fontane Bemerkenswertes bei. Der Herausgeber des *Deutschen Kunstblattes* zeigte sich als ein Mann, der frei zwischen den Fronten zu agieren verstand. Ihm öffneten sich die Türen zu den Regierungsbeamten der Manteuffelzeit ebenso wie jene zu Vertretern der „Neuen Ära“. Für Fontane nutzte Eggers diesen Umstand und erwirkte auf diese Weise, daß der Rütligefährte mit seinen Interessen überhaupt im ministeriellen Gespräch blieb. Die Bedingungen, die Fontane gegenüber der preußischen Regierung aushandelte, fußten auf Ratschlägen, die Geheimrat Hegel erteilt hatte und die Jasmund im Vortrag beim Minister anzunehmen empfahl. Daß der aus London Heimgekehrte dann zu den drei bevorzugten Korrespondenten gehörte, die vom obersten Leiter der gouvernementalen Presse, Max Duncker, „in vertraulichen Absprachen Winke über die Wünsche der Regierung erhielten“<sup>20</sup>, eine Chance, die Fontane zu seinem literarischen Glück, aber deshalb nicht minder unachtsam verspielte, verdankte der Schriftsteller ebenfalls dem umtriebigen Friedrich Eggers.

Diese Vermittlungen, die noch nicht gänzlich aufgeklärt sind, verdeutlichen

zweierlei: 1. Eggers half keineswegs auf so unglückliche Weise, wie es Fontane in mehr als nur einem Brief, gegenüber Eggers selbst, aber auch gegenüber Dritten, darstellte. 2. Fontane nahm die Brücke, die ihm Eggers baute, in Anspruch; er war bereit, die Front zu wechseln, als sich erwies, daß die Front zwischen den politischen Parteiungen und deren Vertretern mitnichten derartig scharf gezogen war, wie anfangs angenommen. Eggers hatte ihm durch seine Verhandlungen diese Sachlage vor Augen geführt. Die brieflichen Zeugnisse, die von Hegel und Jasmund überliefert sind, bestätigen gleichfalls die relative Unvoreingenommenheit der Absender. Sie sind frei von Indizien, die als Beweis für Vorbehalte gegenüber Fontane zu deuten wären. Erst als Fontane mit der *Kreuzzeitung* in ein verbindlicheres Einvernehmen getreten war, verschloß sich die Tür zur offiziellen *Preußischen Zeitung*, die Eggers als Redakteur des Feuilletons offengehalten hatte. Daß Fontane nicht ohne Selbstgefälligkeit das wohl im Übermut vorgebrachte Angebot Eggers', die Redaktion der *Preußischen Zeitung* eines nicht zu fernem Tages von diesem zu übernehmen, als seiner ganz gemäß empfand, zeigt, daß der gegenüber Eggers erhobene Vorwurf, Verhältnisse nicht angemessen einstufen zu können, bis zu einem gewissen Grade auch auf ihn zutraf. Eben noch war Fontane bereit gewesen, sich mit Haltung dem abgetretenen Regierungslager zurechnen zu lassen, und schon liebäugelte er wieder mit gehobener Indienstnahme im offiziellen Blatt der neuen Macht im Staat.

Andererseits offenbaren sich darin Züge von Realpolitik. Fontane wog die eingetretenen Verhältnisse nicht nach ihren politischen Verlautbarungen und Versprechungen ab, sondern nach ihrem Geschick, sich die erlangte Macht zu sichern. Es hat etwas Sympathisches, daß Fontane am Ende die taktiererische Konsequenz fehlte und er die Feder von politischer Journalistik ließ. Wird erkannt, daß er Kurs auf eine neue Einbindung seiner schriftstellerischen Existenz in Preußen nahm, klären sich überdies scheinbar undurchsichtige Reaktionen Fontanes.

Natürlich: Sein Operieren, um passabel versorgt wieder nach Preußen zurückzukommen, ist viel zu verwirrend gewesen, als daß aus den wenigen Briefen, die er in dieser Angelegenheit mit Friedrich Eggers wechselte, weitreichende Schlüsse gezogen werden können. Erst die quellengesicherte Rekonstruktion der verschiedenen Aktionen der Freunde wird es ermöglichen, mit der Gerechtigkeit zu urteilen, die Fontane abging oder an der ihm nicht gelegen war. Für die Wissenschaft gibt es undankbarere Aufgaben.

Die Edition der Briefe erfolgt wort- und buchstabengetreu nach den Handschriften, die sich im Theodor-Fontane-Archiv/ Potsdam (Briefe Theodor Fontanes) und in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel (Briefe Friedrich Eggers) befinden. Den Direktoren der beiden Institutionen, Herrn Dr. Manfred Horlitz und Herrn Prof. Dr. Dieter Lohmeier, ist für die Genehmigung zur Veröffentlichung und helfende Auskünfte sehr zu danken. Alle hier edierten Briefe von Friedrich Eggers sind bislang unpubliziert, das gleiche gilt für den Brief Fontanes Nr. 2 (einschließlich der Nachschrift zu Brief Nr. 3).

Die Briefe Nr. 3 (Teildruck in Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung. 1. Bd. Hrsg. von Otto Pniower und Paul Schlenther. Berlin: Fontane 1910 (Fr 1),

5 (Teildruck in Theodor Fontane: Der Dichter über sein Werk. Hrsg. von Richard Brinkmann in Zusammenarbeit mit Waltraud Wiethölter. München: dtv 1977 [DüW]),

7 (Teildruck in DüW),

8 (Teildruck in Theodor Fontane: Briefe. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1976 [HB] und

9 (Teildruck in Fr 1 und HB)

werden erstmals kritisch ediert. Der nachdrückliche Dank für ihre aufwendige Hilfe erreicht Anita Golz nicht mehr. In tiefer Traurigkeit gilt ihr ein letzter Gruß des Abschieds.

Josefine Kitzbichler danke ich für die sorgfältige Lektüre des Manuskripts.

Folgende Titel werden verkürzt zitiert:

BEHREND: Fritz Behrend: Theodor Fontane und die „Neue Ära“. In: Archiv für Politik und Geschichte 2 (1924), Bd. 3, Heft 10. S. 475-497.

FLBW: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel. 2 Bde. Hrsg. von Julius Petersen. München: Beck 1940.

FMBW: Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850-1870. 2 Bde. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin und Weimar: Aufbau 1987.

JOLLES: Charlotte Jolles: Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes. Berlin und Weimar 1983.

#### Nr. 1

Friedrich Eggers an Theodor Fontane

Berlin, am Geburtstage der  
vielgeliebten Elloramutter<sup>1</sup>,  
[14. November] 1858.

Mein lieber Nöhl<sup>2</sup>,

Ich war also gestern bei *Hegel*<sup>3</sup>, wie Dir die Elloratante geschrieben haben wird<sup>4</sup>, daß ich thun würde. Wenn das Schicksal so wohlwollend und theilnehmend gegen Dich ist, wie dieser Mann, dann ist Dein Schicksal ein sehr günstiges. Allein er gehört, wie mir scheint, mehr zu der abgehenden als zu der antretenden Partei<sup>5</sup>. Was die Letztere über den Fortbestand oder das Eingehn der Centralpreßstelle beschließen würde, davon habe er noch nicht die geringste Ahnung; würde mich aber sofort unterrichten, wie irgendetwas von einer Absicht verlautete. Es wird eine derartige Veränderung auch noch seine gute Weile haben, da das neue Regiment natürlich so viel zu thun findet, daß der Entlastungsdruck bei denen, die beschwert waren und der Belastungsdruck bei denen, die es zu werden fürchten, wohl in allen oder doch in vielen Verhältnissen noch auf sich warten lassen wird. So meinte *Hegel*, was auch geschähe, die zwei Jahre, die Dir einmal noch in England garantirt seien<sup>6</sup>, würden wohl auf alle Fälle ihren Bestand haben und es würde ihm nicht schwer fallen, das wirksam zu befürworten, um so mehr, da er ein sehr warmes persönliches Interesse, angefacht durch Deine Lebenswürdigkeit der Person und Deine Talente, für Dich empfände. - *Hegel* ging hier von der Voraussetzung aus, daß ich und die Freunde fürchtete [!], die Herr-

lichkeit Deines dortigen Aufenthaltes möchte Dir verkürzt oder geschmälert werden. Ich bedeutete ihm, daß uns die Sorge näher läge, wie wir Dich gesund wieder hierher bekämen, da es ausgemacht sei, daß weder Dir noch Deiner Frau das dortige Klima zusage, ferner was wir für Dich zu hoffen hätten in Bezug auf hiesige Verwendung und Anstellung in Hinblick auf Deine dem Staate geleisteten Dienste. Hierüber sollte er sich möglichst klar ausdrücken. Er that es mit Offenheit, Ehrlichkeit und Wärme für Dich. Sollte das literarische Bureau eingehn, sagte er, dann sei es allerdings am schwersten, etwas zu thun. Denn dann seien so viele da, welche wegen älterer Dienste (z.B. Wenzel<sup>7</sup> seit 1830) Ansprüche erhöhen und deren Ansprüche auch er als gerechtfertigt anerkennen müßte, daß sich seine Macht, Dich zu vertreten, auf ein Minimum reduzieren würde.

Zwar seiest Du ja auch schon seit 1850 im Litt: Cabinet<sup>8</sup> beschäftigt; aber das neue Regiment werde wenig Veranlassung und Neigung haben, das anzuerkennen, Manteuffel habe persönliches Interesse für Dich gehabt. Bei einer Aufgabe des Cabinets selbst unter *ihm*, würde *er* die Verpflichtung gefühlt haben, die persönliche Verpflichtung, weiter für Dich umzuschauen. Das sei natürlich bei den jetzt regierenden Herrn anders. Kurzum bei einer Aufhebung der Preß Centralstelle sind die Aussichten schlecht, so viel ist mir ganz klar. Dagegen steht diese Aufhebung weder vor der Thür, noch überhaupt fest, und man muß nun seine anderweitigen Bekanntschaften anspannen, um zu sehn, was vorgeht. Aegidi<sup>9</sup> soll hier herum spuken. Hegel hat mir getreue und prompte Mittheilung von allem was Dich und uns wegen Deiner interessiren kann, zugesagt. Ich glaub ihm das; ich halte ihn für durch und durch aufrichtig und wohlwollend. Wie richtig hatte er Deine wenig auf das Industrielle gerichtete Natur erkannt, wie selbstverständlich nahm er es an, daß man für so einen [eingefügt: Character, der] mehr auf das Ergreifen und Benutzen der Verhältnisse für seine innere Welt angelegt ist, als für das Zurechtmachen und Schaffen der Verhältnisse für äußere Stellung und Erfolg, daß man für einen solchen Character, ihn ergänzend, mehr thun, mehr zurechtmachen, appretiren, forthelfen müsse, als für einen anders gearteten. Trotzdem habe er die stille Hoffnung gehabt, Du würdest Dir in England, auf dem Piedestal des Dir von ihnen zufließenden Gehalts irgend eine literarische [gestrichen: Stellung] oder sonstige Stellung erobern und zurechtmachen. - Andererseits habe er gern in allem Verkehr, den *er* mit dem Grafen von Bernstoff<sup>10</sup> [!] zu halten hatte, mit Nachdruck Deine Stellung zum Grafen, als die eines ihm Angehörigen, ihm speziell Untergebenen, hervortreten lassen, hoffende [!], daß sich zwischen Euch Beiden ein dauerndes persönliches Verhältniß daraus ergeben möchte. Dies sei ihm als ein zweiter Faden für Deine Zukunft zu sorgen, wenn der erste risse, erschienen. Es hätte so werden müssen, daß der Graf die persönliche Verpflichtung gefühlt hätte, Dir eine Stellung zu verschaffen, falls er auf Deine Unentbehrlichkeit zu verzichten durch Deinen Wunsch oder anderweitige Verhältnisse, z.B. Klima-beschwerden gezwungen würde.<sup>11</sup> Die Sache ist nur die: dergleichen nimmt sich in einem Roman recht gut aus. Der Roman hat es auch irgend anders wo her, als aus der Wirklichkeit. Ist diese Wirklichkeit vorhanden, so würde Hegel keinen Rath zu geben brauchen, Du würdest nicht klagen, sondern vielleicht mit einer Versetzung Bernstorffii, vielleicht gar nach dem Süden, Deiner eignen Versetzung mit Ruhe entgegensehn.

Nun ist aber diese Wirklichkeit nicht vorhanden, und läßt sich, wie die Dinge einmal liegen, auch nicht machen. Also helfen alle diese Finessen nicht. Oder läßt sich an diesem Verhältniß zu Bernstorff in der bezeichneten Richtung etwas machen, ausbilden? - ich kenne es zu wenig - dann sei das Obige zur guten Stunde gesagt. Denn warum? Es sind Theologen, Hauslehrer, Maler, Sänger, es sind Leute *ex quovis ligno*<sup>12</sup> Diplomaten und Gesandte geworden. Dich Bernstorffen unentbehrlich zu machen ist Dein erstes diplomatisches Kunststück, - versuch doch mal, ob's nicht geht. Willst Du aber nicht, so sage, ob ich versuchen soll, Dir zu Ostern den Eintritt in irgend eine Zeitung als Bearbeiter des Auslands zu verschaffen. Leicht wird es nicht sein; auch weiß ich gar nicht, ob ich Dich nicht durch ein solches Anerbieten gar beleidige. Aber das mußt Du mir zu Gute halten. Ich weiß so wenig jetzt von Deinem Wollen, Wünschen und Begehren und man beurtheilt gern nach sich. Ich aber nähme in diesem Augenblick jede Stelle an, die mich aus dem Verkehr mit Menschen und aus dem Geschäft brächte.

Eben kommt die getreue *Adelheid*<sup>13</sup>, welche noch immer für mich Botendienst thut, während Tante *Radow*<sup>14</sup> im Begriff ist, ganz unterzugehen und die ernstliche Sorge des Rütli ist<sup>15</sup>, der allerlei Maßregeln berathen hat, sie vom äußersten Verderben zu retten. Adelheid läßt vielmals grüßen.

Adieu, Lieber, laß' mich erfahren, was Du zu meinen Nachrichten denkst. Angenehm sind sie [gestrichen: sie] nicht; aber ich denke, es ist besser Du weißt ganz Bescheid, als man schreibt nur, wenn man Angenehmes zu melden hat. Die wenig heitern Nachrichten haben zudem stets das Gute, daß man der sichern Überzeugung leben kann, die Suppe wird nicht so heiß gegessen, wie sie aufgetragen wird. Ich halte an der Hoffnung fest, daß wir noch Alle einmal heiter und glücklich beisammen leben werden. Sonst wär's ja zum verzappeln, wie Ernst<sup>16</sup> immer sagte. Ich wiederhole meine besten und herzlichsten Wünsche für die theure Elloramutter und bitte Dich die Kinder von mir zu küssen. Guten Morgen Nöhl!

Dein  
Friede.

## Nr. 2

Theodor Fontane an Friedrich Eggers

London, d. 17. Novbr. 58.  
52 St Augustine Road,  
Camden Town.

Mein lieber alter Eggers.

Habe herzlichen Dank für Deine 2 Briefe<sup>1</sup>, Deine Theilnahme, Deinen Gang zu Hegel und Deine 14 Silbergroschen. Ich mache auch die letztern namhaft, denn sie sind etwas in diesen schlechten Zeiten, wie 1807 wo Friedrich Wilhelm III, würdigen aber langweiligen Angedenkens, der Prinzessin Charlotte einen Fünfhalerschein zum Geburtstag schenkte. Ueber einen Napfkuchen verlautet weiter nichts.

Zur Sache. Dein heutiger Brief hat der Elloramutter einige Thränen gekostet, während ich meines Theils finde, daß er ein wahres Evangelium, die reine frohe Botschaft ist. Dies ist mein vollständiger Ernst und nicht einmal eine superlative Ausdrucksweise. Wenn Du den Brief kenntest, den ich gestern an Metzel<sup>2</sup> geschrieben habe, mit der gleichzeitigen Bitte auch Geh. R. Hegel mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen, so würdest Du es völlig in der Ordnung finden, daß Deine Zeilen mir Trostesworte gewesen sind und eigentlich mehr in Aussicht stellen, als ich, ich will nicht sagen erwartet habe, aber *meinerseits gefordert hätte*.

Ich formulirte meinen Wunsch [eingefügt: an Metzel] gestern dahin: „möglichst baldige Rückkehr nach Berlin, mit möglichst geringem Geldverlust [“]. Ich proponirte dann schließlich einen „Compromiß“, den ich weiter nicht spezifizirte, worunter ich aber ohngefähr verstand, daß man mir ein einjähriges Gehalt (statt zweijährig) auf ein Brett auszahlen dafür aber mich jeder weitem Verbindlichkeit entbinden und mir meine völlige Freiheit zurückgeben möge.<sup>3</sup> Ich denke auch heute noch, daß ein solcher Compromiß das beste sein würde. Die Regierung spart dabei 1666 rh 20 Sgr. Gehalt, mehrere hundert Thaler Extra's und wird zugleich der Verpflichtung überhoben für meine Rückreise und Neu-Einrichtung (die denn doch nach 2 Jahren erfolgen würde) auch nur einen Sixpence auszugeben.

Du schreibst mir heute 1) daß Hegel sich wohlwollend über mich geäußert und 2) seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben habe für mich einzutreten, wenn man Miene machen solle mir die Auszahlung eines 2jährigen Gehalts zu verweigern. Das ist wirklich mehr als ich erwartet habe, fast mehr als ich wünsche; will man indessen so anständig sein und die Zusagen eines abgetretenen Ministeriums bis auf Heller und Pfennig erfüllen, nun so will ich dem preussischen Staat durch Ablehnung fernerer 1666 rh weiter keinen chagrin<sup>4</sup> anthun und werde nehmen, was die Götter und Auerswald mir bescheren. Für diesen reizenden Fall sind Rytli und Ellora hiermit zu einem Austernschmause eingeladen, Du aber kriegst ein Dutzend Holsteinsche (wegen Deiner Verdienste um dieses Land) extra. Laß eine kalt stellen!

In der zweiten Hälfte Deines Briefes berichtest Du noch über andre Punkte, die zwischen Dir und Geh. R. Hegel betreffs meiner zur Sprache gekommen sind. Hegel's Freundlichkeit dabei hat wirklich etwas Rührendes und stimmt mich zu der aufrichtigsten Dankbarkeit. Aber eigentlich können mir doch die Leute nicht recht helfen und [eingefügt: auch] Manteuffel, wenn er Minister geblieben wäre,<sup>5</sup> hätte mir nicht helfen können selbst wenn er gewollt hätte. Mich wirklich in eine Carrière hinein zu werfen, dazu sind die Dinge nicht angethan; alle Traditionen, alle [eingefügt: Regierungs] Maximen und meine eignen Fähigkeiten sind dagegen. Ein Mensch der nicht französisch sprechen kann, ist unfähig für jede höhere Verwendung und der Umstand daß ich 14 Jahre lang Apotheker gewesen bin, ist wahrhaftig nicht angethan, jenen Uebelstand aufzuheben. Das größte was man für mich thun könnte, wäre entweder 1) mich hier zu belassen oder 2) mich als Consul nach Honolulu oder einem türkisch-aegyptischen Dreckloch zu schicken oder 3) mich als Subalternen, mit der Aussicht auf den Titel „Rechnungsrath“ in ein Ministerial-Bureau zu stecken.<sup>6</sup> Das alles drei's aber ist mir zu schlecht, eins immer toller als das

andre und ich müßte bereits das absolute Verhungern vor Augen haben um mich zum einen oder andern zu entschließen. Und nun leb wohl, nochmals tausend Dank Dein

Lafontaine

Donnerstag [18. Nov. 58]

Die Ellora-Mutter<sup>7</sup> grüßt tausendmal und dankt herzlich [eingefügt: nicht nur] für Deinen lebenswürdigen Geburtstagsbrief<sup>8</sup> [gestrichen: und] [eingefügt: sondern noch für] ein halbes Dutzend andre Geburtstagsbriefe<sup>9</sup>, die - wie ich vermüthe - unter Deiner unerbitterlichen Mahnung geboren sind. Mit Dick<sup>10</sup> vornehmlich wirst Du einen schweren Kampf gehabt haben, was aber ganz und gar nicht auf Indifferenz bei unsrem viellieben bourgeois hindeuten soll. Man kann es gut meinen und doch Briefschreiben wie Giftbechertrinken betrachten. Die Elloramutter schreibt nächstens und zu allernächst an Dich.<sup>11</sup> Heute les' ich in den Zeitungen, daß von Jasmund und von Bardeleben (nun wird's vornehm) in die Centralstelle eingerückt sind.<sup>12</sup> So lange die Constitutionellen (woraus Du um Gottes willen nicht schließen willst, daß ich gegen constitutionelles oder richtiger parlamentarisches Leben bin, jeder versteht nur das seine darunter und die Unterschiede liegen nicht in der Sache sondern im Maaß) noch in der Opposition waren, sprachen sie mit Achselzucken resp. mit Verachtung von dem ganzen Institut.<sup>13</sup> Nun werden sie wohl auch mit Wasser kochen.

Was mich und meine Zukunft angeht, so *bitt ich Dich und alle die Freunde zunächst gar nichts zu thun*,<sup>14</sup> das ist bei weitem das beste. Durch Anfragen hier und Horchen dort, würd' ich nur eine Unsicherheit zeigen, die ich nicht gern zeigen möchte. Außerdem hab ich zum Ueberlaufen mit Sack und Pack *aus allen möglichen Gründen* (Anstands=, Sittlichkeits= und Klugheits=Gründe) nicht die geringste Lust. Zunächst kann man mich nicht auf die Straße setzen und das andre wird sich finden. Im übrigen tausend Dank und *den allerherzlichsten und aufrichtigsten*, für eure Theilnahme an meinem Loos und euren immer bereiten guten Willen mir zu helfen. Sage das allen. Die Zeit wird noch kommen, wo ich auch [eingefügt: wieder] zurufen muß: now go on gentlemen if you please!<sup>15</sup>,

Dein Lafontaine.

Nr. 3

Theodor Fontane an Friedrich Eggers

London d. 20. Novb. 58  
52 St Augustine Road,  
Camden Town.

Mein lieber, alter Eggers.

Was ich fürchtete, ist geschehen: Du bist in gutem Herzen und Helfebereitschaft Deinem Freunde Jasmund auf die Bude gerückt und hast mich blamirt.<sup>1</sup>

Was von mir gilt „daß ich kein großer Politiker sondern nur ein passabler Balladier sei“ gilt mutatis mutandis<sup>2</sup> von Dir: Du hast die Sache zu lyrisch-gemüthlich genommen. Weil Du über oder wenigstens außerhalb der Partheien stehst, kommen Dir diese Gegnerschaften wie eine Art Studenten-Ulk, wie ein harmloses Burschen-Duell vor worüber alle Welt lacht, die „Losgehenden“ an der Spitze. Vielleicht hast Du Recht, vielleicht ist es nur eine Ehrpußlichkeits-Komödie die sich durch das ganze Leben zieht, aber man ist doch nun mal verloren, wenn man die Charakterrolle nicht gewissenhaft durchspielt. Wenigstens der gute Wille dazu muß da sein; der stumbling block<sup>3</sup> pflegt nicht auszubleiben, aber es ist wenigstens nicht klug sich den Stein vorsorglich in den Weg zu rollen, um dann schließlich drüber zu stolpern.

Daß ich Dir so schreiben würde hast Du seit 2 Tagen wohl schon erwartet; mein Brief vom Donnerstag<sup>4</sup> konnte Dir darüber keinen Zweifel lassen. *Es liegt mir nicht im geringsten daran, mich mit den „neuen Leuten“ zu stellen*, alles was dahin abzielt, find' ich dumm und verächtlich. Nicht als ob ich gegen die Personen und ihre Prinzipien irgend etwas hätte, gegentheils, wenn meine letzten 8 Jahre eine völlig normale d.h. in meiner Natur begründete Entwicklung genommen hätten, würd' ich sehr wahrscheinlich auf der Seite der jetzt herrschenden Parthei stehn; ihr wißt das alle; Zeuge und Beweis dafür ist namentlich das euch bekannte Gedicht, das ich im Jahre 1849 an den Grafen Schwerin<sup>5</sup> richtete und wofür er sich beiläufig bemerkt nicht einmal bei mir bedankt hat. Die Gesinnung aus der heraus, Front machend gegen Absolutismus und Demokratenthum, damals jenes Gedicht entstanden ist, erfüllt mich noch; das Leben und die Verhältnisse aber haben mich zu einer andern Parthei, richtiger wohl zu einer andern *Nüance* der [eingefügt: großen] antiabsolutistischen Parthei hinübergeführt und nachdem ich 8 Jahre lang bei derselben gestanden habe, hab' ich nicht Lust, nachdem sich der Wind gedreht hat, dieselbe plötzlich im Stich zu lassen. *Ich würde das selbst dann nicht thun, wenn ich die alte Wirthschaft unbedingt haßte und die neue unbedingt verehrte*. So liegt die Sache aber keineswegs; die neue Regierung hat noch nichts gethan, soll erst zeigen ob sie's besser zu machen versteht und ein Enthusiasmus, der vor mir selber [eingefügt: wenigstens] die Fahnenflüchtigkeit rechtfertigen würde, dürfte [eingefügt: alsbald vielleicht] auf ein Schauerbad stoßen, das wenig von ihm übrig läßt. Wer dann von Alters her der Parthei angehörte, der geht mit Recht, ohne sonderliches Grämen, durch all die verschiedenen Phasen und Ernüchterungs-Prozesse durch; der aber ist schlimm [gestrichen: durch] dran, der voll Vertrauen aus [eingefügt: einem] andren [gestrichen: Seite] Lager herüberkam und nun wahrnehmen muß, daß er den guten Ruf der Treue, Zuverlässigkeit und Konsequenz *um nichts* geopfert hat. Darum ausharren an dem Platze, wo man mal steht! Haben sich im Lauf der Jahre die Ecken abgeschliffen, so finden sich von selber friedliche und selbst freundschaftliche Berührungspunkte. - Ich habe über diesen Punkt so ausführlich geschrieben, damit ihr alle wißt, woran ihr mit mir seid. Diese Ansichten sind bei mir nicht von allerneuestem Datum; ein Brief den ich der Frau v. Merckel<sup>6</sup> zu ihrem Geburtstag geschrieben habe, äußert sich an betreffender Stelle ganz in derselben Weise. Wenn vielleicht etwas milder, so liegt das daran, daß damals noch nicht vorauszusehen war, wie scharf der Bruch sein würde. Die einliegenden Zeilen hast Du wohl die

Freundlichkeit Deinem Freunde<sup>7</sup> zu überschicken; ich fürchte nicht daß Dir das unangenehm ist oder irgendwie schwer fällt. Recht bald ein mehres. Unter allen Umständen vielen schönen Dank für Deine Bereitschaft nach bester Kraft zu helfen. Dein

Lafontaine

[Emilie Fontane:]

*Sonnabend.* [20. Nov. 1858] Mir bleibt nur noch Zeit Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihren netten Geburtstagsbrief<sup>8</sup> zu sagen; Sie glauben nicht wie froh ich bin, daß das lange Stillschweigen zwischen uns ein Ende erreicht hat. Auch meinem lieben Ellora-Sohn Röbbing vielen Dank für die so einfache, glückliche Lebensbeschreibung;<sup>9</sup> möge sie einen ferneren guten Verlauf haben. Den anderen Elloristen meinen vorläufigen Dank, ich war ganz stolz so viel Söhne noch mein zu nennen, obgleich George<sup>10</sup> schon anfängt dagegen zu opponiren; als ich ihm die mit „Sohn“ unterzeichneten Endschriften zeigte, sagte er halb neidisch halb traurig: ich finde es garnicht hübsch, daß sich so viele Deine Söhne nennen. Hr. Schulrath Bormann<sup>11</sup> u. Dr. Lazarus<sup>12</sup> sagen Sie wohl in einem Ihnen so schön zu Gebote stehenden, wohlgeformten Satze meine Empfehlungen u. Dank. Und nun leben Sie wohl! es thut mir leid daß Sie wieder eine so kalte Wohnung haben<sup>13</sup>, ist es Ihnen ein Trost, Mitfühlende zu besitzen, so erfahren Sie, daß wir hier immer unter 11 ° sitzen u. von Zeit zu Zeit vom Schreiben aufstehen müssen, um am Kamin die erstarrten Finger zu wärmen.

Wie immer die alte  
Elloramutter E. Fontane.

Bitte schicken Sie *sogleich* den Brief an Mama K.<sup>14</sup> ab, es ist ein Geburtstagsbrief zum 23 N.

[Theodor Fontane:]

*Nachschrift:*

Ich habe meine Zeilen an Jasmund nochmal durchgelesen und finde (wiewohl sie sehr artig und nichts wie eine „nothgedrungne Erklärung“ sind) daß es, bei der Unklarheit meiner Position, besser ist sie nicht abzuschicken. Statt dessen bitt' ich Dich aber herzlich, daß Du ihn bei nächster Gelegenheit wissen läßt, Du hättest, [eingefügt: lediglich] Deinem eignen Herzenszuge folgend, bei dieser Affaire gehandelt und mich [eingefügt: dadurch] - wie Du nachträglich erfahren hättest - in eine nicht ganz kleine Verlegenheit gebracht. Ich denke, das kann Dir nicht schwer werden.

Wie immer Dein  
Th. Fontane.

Bitte, so Du wieder schreibst, frankire nicht; es ist ja doch meine Affaire. Nimm dies nicht übel; Du weißt es ist gut gemeint und wir kennen ja seit lange [!] den Stand der gegenseitigen Börsen.

Friedrich Eggers an Theodor Fontane

Berlin 23 Novb. 1858.

Daß ich Dich nicht auf Deine Kosten<sup>1</sup> auslache, Du oller jottvoller Nöhl! Lachen thu ich; warum nicht auf Deine (Porto) kosten: davon unten. Lachen thu ich aber weil Du Dich unnützer Weise in Sorgen versetzt hast. Oder war es wirklich nöthig, daß ich ausdrücklich hinzu setzte: „ich habe mit Anstand und Würde gehandelt.“ Fast glaub' ich, es ist etwas von dieser Versicherung in meinem ersten Briefe<sup>2</sup>, wo ich von dem Besuch bei Hegel sprach, enthalten. Sieh doch mal nach. Du hast Recht ein feiner Diplomat bin ich nicht - obwohl man, wenn man die Sache bei Licht besieht, sehr oft findet, daß man klüger ist, als mancher Diplomat von Fach - aber Dich zu kompromittiren, davon hätte mich schon das von Dir getadelte „lyrische Gemüth“ abgehalten. Hattest Du mir denn Auftrag gegeben? D u r f t e ich irgend anders reden und handeln als auf *eignes* Geheiß? Schon bei Hegel sagte ich, daß ich in meinem und *Deiner Freunde Namen* komme, die sich *Deiner Gesundheit wegen*, nicht Deiner Stellung wegen, Besorgnisse machen. Daß ich bei Jasmund noch vorsichtiger war, um Dir nichts zu vergeben, versteht sich doch wohl am Rande. Er denkt und weiß nicht anders, als daß *ich* Dich hier haben will, daß das Rütli seinen Freund zurückhaben will. Gestern noch sagte ich ihm aus Deinem letzten Briefe an mich, er könne lange warten, bis Du Dich anbieten würdest, Du wärest nicht so ein Untherthäniger [!] wie diese Menschen, die er jetzt springen lasse; auch ich wäre sehr entfernt von ihm als persönliche Gunst zu erbitten, was er nicht mit seinen „hohen“ (ironisches Lächeln) Plänen vereinbaren könne u.s.w. Kurz, es ist gut, daß Du mir erspartest, einen Brief an ihn abzugeben, dessen Inhalt er doch schon durch mich weiß. Nur so viel hab' ich noch erfahren, daß er daran denkt, Dein Gehalt von der PreßCentralstelle ab auf das Ministerium des Auswärtigen zu wälzen. Ich bitte Dich, störe ihn darin nicht. Laß' Dich immerhin als einen jenem Ministerium und dem Grafen v. B.<sup>3</sup> Angehörigen betrachten. Das ist eben so gut. Ob Du aber willst, das [!] ich ihm unaufgefordert die Mittheilungen Deines letzten Briefes kundthun soll, darüber erwarte ich stricthen Verhaltensbefehl. Von selbst thu' ich es nicht, sondern billige weit mehr, Dein im vorletzten Brief<sup>4</sup> aufgestelltes Princip des ruhigen Abwartens. Da ich Jasmund schon lange kenne - wir hatten miteinander Freitisch beim alten Karsten<sup>5</sup> - so macht sich der Verkehr sehr gut. Außerdem hab' ich ihm den Freundschaftsdienst erwiesen, [gestrichen: das s] die Redaction des Feuilletons der „Preuß Ztg“<sup>6</sup> zu übernehmen. Gestern installirt. Natürlich nur *provisorisch*, um es nicht aus den Händen zu lassen und mir Einfluß zu sichern.<sup>7</sup> So laß' ich die historische Entwicklung walten. Man hat mir eine Masse von Dir geschriebener Sachen<sup>8</sup>, bereits abgesetzt und von Dir korrigirt, überliefert, um mein hohes Gutachten darüber abzugeben und es zum [gestrichen: Ab] Druck zu befördern.

Noch eins, theuerster Nöhl: Du bist doch zuletzt nicht der große Politiker, der Du Dich glaubst. (Verzeih', daß ich selber nicht klarer darüber bin, da ich von Deiner politischen Wirksamkeit nichts kenne.) Wie man glauben kann, der

jetzt herrschenden Partei *nicht* anzugehören, innerlich nicht anzugehören, wenn man so famose Gedichte an d. Grafen Schwerin<sup>9</sup> macht, das begreif' ich nicht recht. Daß Du die abgetretene Partei quand même<sup>10</sup> verehrst, glaub' ich einfach nicht. Eine Vertheidigung derselben würde ihr *selber* aus Deiner Feder wie halb eine Anklage vorkommen, uns aber wie eine Lobrede auf das jetzige Ministerium. Der große Ignaz Klein<sup>11</sup>, der in „meinem“ Feuilleton das Theater u. die Oper gegen festes Gehalt bespricht würde gern von mir abgesetzt werden, d.h. quoad opera<sup>12</sup>, (beim Theater mag er bleiben) wenn der ehrliche Jasmund ihn absetzen *dürfte*. Er *darf* es nicht (moralisch) weil Klein, an der „Zeit“ arbeitend, sich *politisch* stets als antiministeriell betrachtet hat. Sagst Du Jasmund: „ich bin manteuffelisch und will es sein“ dann seid Ihr natürlich getrennte Leute. *Mir* müßtest Du es erst *beweisen*, daß Du „manteuffelisch“ bist, eh' glaub' ich's nicht.

Der guten Ellora Mutter meinen besten und schönsten Dank. Ich werde ihre lieben Zeilen weiter mittheilen. Der Brief an Frau Kummer<sup>13</sup> wird sogleich spendirt. Adelheid<sup>14</sup> wartet schon. Ich habe vorher mit Behuthsamkeit und derjenigen Vorsicht, womit man Etiquetten von Weinflaschen lös't, von den unverantwortlich spendirten 3 Marken eine abgepellt. Denn der Brief nach L.<sup>15</sup> kostet nur 2 sgr. Daher kostet dieser auch nur 6 sgr. Bezahlen thu ich ihn aber, weil jeder unfrankirte Brief 1 sgr mehr kostet, den die *Post* gewinnt, in diesem Falle die *Ellora* verliert. Das leid' ich nicht. Willst Du die 6 sgr zahlen - Bon. Dann notire sie auf mein Conto und zahl' sie mir beim Wiedersehn. Nur nichts davon Behörden schenken. Das bleibt besser in der Familie. Und somit Lebewohl für heute. Sehr angenehm, dieser lebhaftes Depeschenwechsel! Apropos: ich empfehle mein Feuilleton Deiner gütigen Mitarbeiterschaft. Aber [gestrichen: gute] *kurze* Sachen, Lieber, *kurze* Sachen. So ein paar Ausflüge, Tagebuchblätter aus der schottischen Reise<sup>16</sup>; Nur keine Politik. Grüße an die Mama. Küsse an die Kinder! Davon versteh' ich nichts. - Dein Bruder in Ellora

Friede.

Nr. 5

Theodor Fontane an Friedrich Eggers

London d. 11<sup>t</sup> Dzeb 58.  
52 St Augustine Road  
Camden Town.

Mein lieber Friede.

Ich vermuthe Dich nun wieder in Berlin zurück.<sup>1</sup> Du wirst ein paar Briefe von mir vorgefunden haben, einen zum 27<sup>m</sup>. Novebr, einen andern vom 8<sup>m</sup> odr 9<sup>m</sup> d. M. den ich als Einlage an Merckels<sup>2</sup> schickte.

Ich schreibe „zu den Geschäften“. Die Preuß. Ztng. bringt seit einigen Tagen meine Aufsätze über die Londoner Tagespresse.<sup>3</sup> Du nimmst natürlich an diesen Geschichte [!] kein Interesse und brauchst es nicht zu nehmen, nichtsdestoweniger stehen sie in *Deinem* Feuilleton und Du kommst somit nolens volens<sup>4</sup> in eine gewisse Beziehung zu denselben. Deshalb an Dich folgendes:

1) Ich habe die Korrekturbogen erst erhalten bis zum Schluß der *Morgenblätter*<sup>5</sup>. Ein gutes Drittheil: Abendblätter und Pennyblätter fehlt noch. Ich würde Dir dankbar sein, wenn Du veranlassen wolltest, daß [gestrichen: D] man mir die betreffenden „Fahnen“ zugehn läßt.

2) der Schluß und in Wahrheit der *Schlußstein* der ganzen Arbeit: *ein längres Kapitel über die „Times“*<sup>6</sup>, ist noch nicht geschrieben, wenigstens noch nicht fertig. Ist nun Herr v. Jasmund oder die Red: der Pr. Ztg. der Meinung daß es - trotz der Länge der ganzen Arbeit - gut sein würde dies letzte Kapitel (über die „Times“) *en suite*<sup>7</sup> zu bringen, so darf ich keinen Tag vergehen lassen und bin gebunden mich sofort an die Arbeit zu machen. Druckt man indessen diese Aufsätze bloß weil [gestrichen: s] sie nun doch mal da sind und sich gesetzt und druckfertig in der Druckerei umhertreiben, so hab ich natürlich *persönlich* kein großes Interesse mich sofort an den Times-Aufsatz zu machen und andre Arbeiten liegen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht so zu deuten ist als wollt' ich nun schönstens gebeten sein, doch ja auch Welt und Redaktion durch das letzte Kapitel zu beglücken, ich möchte mich nur nicht gern zu dem machen was man hier einen bore<sup>8</sup> nennt, einen alles todtmachenden, rücksichtslosen Schwätzer der keinen andern zu Worte kommen läßt. - Findest Du es angemessen, daß ich die vorstehenden Fragen an Herrn v. Jasmund *selber* richte, so laß mich das umgehend wissen, ich schreibe dann gleich und füge noch ein paar andre Fragen bei, die sich auf Zeitungsbestellungen pro nächstes Quartal (für die Pr. Ztng) beziehn.<sup>9</sup> Wie immer Dein

Th. F.

Nr. 6

Friedrich Eggers an Theodor Fontane

Berlin 17 Dec 1858. Morgens  
Hirschelstr. 10/ 2

Mein theurer Nöhl,

Auf Deinen Brief vom 20<sup>ten</sup> Nov. der die Befürchtung enthielt, daß ich, Dich kompromittirend, gegen Jasmund zu weit gegangen sein möchte, hab' ich Dir am 23<sup>ten</sup> geantwortet, klar darlegend, daß dies in keiner Weise geschehen sei. Ich darf diesen Brief wohl für angekommen erachten, da Du sonst wohl Deiner Stimmung gegen Jasm. oder mich Ausdruck gegeben hättest. Dein Brief vom 27 ist mir auch heute noch vorenthalten. Und zwar freundlicher Weise durch die guten Merckels. Gerade am 27 früh wurde ich durch den Telegraphen an das Bette meines Vaters<sup>1</sup> gerufen. Die von Immermann<sup>2</sup> angeordnete Festfeier<sup>3</sup> wurde natürlich abbestellt; unsere Elloratante<sup>4</sup> sagte mir dabei, daß sie von Dir eine Überraschung<sup>5</sup> für mich habe, diese aber bis auf glücklichere und ruhigere Tage zurückbehalten wolle. So schied ich. 8 Tage konnte ich meinen guten Vater noch pflegen helfen; er litt sehr schwer. Am 5 Dec. meldeten wir auch Dir den am 4<sup>ten</sup> Abends erfolgten Heimgang.<sup>6</sup> Ernst<sup>7</sup> hat ihn nachgezogen. Das sagen Alle, *den* Schmerz hat er nie ganz überwunden. - Gestern früh erhalte ich

Deine Einlage bei Lepel vom 11<sup>ten</sup> datirt. Ich war so eben bei Jasmund und auf der Redaction. 1) Dir die Correcturfahnen noch zuzusenden, hörte ich, sei es zu spät; ich sehe auch, daß man heute schon die „Pennyblätter“<sup>8</sup> abzdrukken begonnen hat. (ich bin erst seit ehgestern wieder hier.) 2) den Times=Aufsatz anlangend, so meinte v J. dieser Schlußstein dürfe natürlich nicht fehlen, obschon der ganze Aufsatz recht lang sei und doch eigentlich nur ein beschränktes Publikum habe, was wir selber am meisten sind; Du mögest ihn gütigst kurz einrichten, aber auf jeden Fall schreiben. Daß Du damit eine *so grausame* Eile nicht habest, ist *Wentzels*<sup>9</sup> u. meine Ansicht; da man immer etwas dazwischen geben kann. - Jasmund sagte mir weiter, Deine Angelegenheit *schwebe*, Du habest an Auerswald geschrieben und er sei zu einem Vortrag genöthigt worden<sup>10</sup>. Weitere Auskunft lehnte er ab. Er fragte aber, warum Du nicht einmal an ihn über Deine Stellung geschrieben hättest; worauf ich erwiderte [!], daß Du, wie ich aus Deinem letzten Briefe ersehe, allerdings die Absicht habest, da Du ihm ohnehin in Sachen der Zeitung zu schreiben haben würdest.<sup>11</sup>

Außerdem sprichst Du in diesem Briefe vom 11<sup>ten</sup> von einer Einlage an mich in einem Merckel'schen Brief vom 8<sup>ten</sup>. od. 9<sup>ten</sup>. Um diese Einlage war ich zu Immermanns. Ich traf die E.tante<sup>12</sup>. Ihr letzter Brief war vom Sonnabend (vermuthl. d. 11<sup>ten</sup>) datirt; denn er war als Einlage auch von Lepel gekommen.<sup>13</sup> Zwischen diesem Briefchen und Deinen Zeilen zum 27, welche sie noch behielt liegt *kein* Brief an Merckel. Wohl aber habe er Dir sehr ausführlich geschrieben - ein Brief, womit ich ihn schon bei meinem Abschiede nach Rostock beschäftigt fand - und Anfang dieses Monats spedirt.<sup>14</sup> Auf diesen Brief kann der Deinige vom 8<sup>ten</sup> od. 9<sup>ten</sup> eine Antwort gewesen [gestrichen: ist] sein, ist aber dann wieder einmal verloren gegangen. Oder hat er nicht den gewöhnlichen Postweg genommen und ist etwa noch zu erwarten? -

Ich höre, daß die Elloramutter<sup>15</sup> wieder nicht wohl ist. Ich wünsche von ganzem Herzen Besserung u. Wohlsein! Ich schließe, da ich von vorgefundenen Arbeiten sehr gedrängt bin mit 1000 Grüßen an Dich u. die Deinen.

Dein  
Friede.

Nr. 7

Theodor Fontane an Friedrich Eggers

London d. 20<sup>ten</sup> Dezember 58  
52 St Augustine Road  
Camden Town.

Mein lieber Eggers.

Besten Dank für Deine freundlichen Zeilen vom Freitag, die heute früh (Montag) hier eingetroffen sind. Ihr sachlicher Inhalt ist leider der Art, daß sie mich haben verstimmen müssen. Zunächst was das Ankommen der Briefe angeht, - zwei vielleicht drei scheinen verloren gegangen zu sein.

[von fremder Hand<sup>1</sup> eingefügt: 1.)] Am 24<sup>t</sup> November an Merckels mit mehreren Einlagen (dieser Brief ist angekommen).

[von fremder Hand eingefügt: 2.)] Am 25<sup>ten</sup> November an Eggers. Dieser Brief hatte einen doppelten Zweck: einmal Dir einen Morgengruß an Deinem Geburtstage zu bringen, dann mehreres zu ändern und zu corrigiren, was ich am Tage vorher an Merckels geschickt hatte. Diese Correkturen bildeten einen Einlage-Brief an Immermann \* [Fußnote auf der selben Seite: \* in demselben wieder eine kleine Einlage für Lepel, gerade so wie am Tage vorher.] adressirt. Diese ganze Sendung scheint nicht angekommen. [von fremder Hand eingefügt: Hat diese nicht Lepel doch am 5<sup>ten</sup> nachgeschickt?]

[von fremder Hand eingefügt: 3.)] Am 9<sup>ten</sup> Dezember an Immermann geschrieben, mit einer Einlage an Eggers. Dieser Brief enthielt, in Antwort auf Immermanns Zeilen [eingefügt unter Immermann von fremder Hand: vom 6<sup>t</sup>. Dzbr] die ich am Tage vorher empfangen hatte, eine Rechtfertigung meiner Schritte und meines Benehmens. Die Einlage an Dich, war die Antwort auf die Anzeige vom Tode Deines Papa's, die ich am selben Morgen erhalten hatte. Brief und Einlage scheinen verloren gegangen. [Satz von fremder Hand unterstrichen und am Ende vermerkt: Nicht erhalten]

[von fremder Hand eingefügt: 4.)] Die Briefe vom 11<sup>t</sup> Dezember (an Lepel, mit Einlage an Dich und Frau v. Merckel) sind angekommen [gestrichen: ).]

[von fremder Hand eingefügt: 5.)] Ein Brief vom 14<sup>t</sup> Dezember (Dinstag [!]) an Lepel, mit Einlage an Dr. v. Jasmund und Madame Ingwersen in Altona, scheint wenigstens nicht zur rechten Zeit angekommen zu sein, sonst hätte Lepel im Rütli [Verweiszeichen und Vermerk auf unterem Rand von fremder Hand: das Rytly war schon am 15<sup>t</sup> gewesen, während der Brief erst am 16 ankommen konnte. Ob Lepel ihn nachher empfangen, hat er mir nicht gesagt.] und jedenfalls Jasmund am *Freitag* Morgen davon sprechen müssen.

Da hast Du die Bescheerung. Ich bin eigentlich außer mir und möchte mich hinsetzen und heulen. Alles geht verquer. Daß ich Euch eine Schilderung von der Oede, Leere, Freudlosigkeit dieser Tage geben könnte! Man hat nichts wie den brieflichen Verkehr und den festen Glauben, daß dieser Verkehr einem die Herzen in der Heimath passabel warm erhält; wie muß einem da zu Muthe werden, wenn man alle Vierteljahr mal erfährt, daß Briefe von relativer Wichtigkeit gar nicht angekommen sind. Seit 14 Tagen sitzen wir nun hier und warten auf ein freundliches Wort von Immermann's, statt dessen die Nachricht daß wieder mal ein Brief (einer Einlage - der vom 25<sup>ten</sup> - zu geschweigen) gar nicht angekommen ist. So wird man nicht nur um die besten Freuden, um jene wohlthuende und Kraft gebende Empfindung gebracht, die sich an den Empfang lieber Antwortsschreiben aus der Heimath knüpft, sondern was schlimmer ist als das, man wird von den Freunden selber verkannt und wenn nicht für liebloser doch jedenfalls für rücksichtsloser gehalten als man ist.

Ich füge hinzu, daß ich seit 4 oder 5 Monaten *die Briefe immer selbst abgebe* und in meinem Tagebuch das Post-office namentlich bezeichne, wo ich sie abgegeben habe. *Hier* finden die Unterschlagungen nicht statt; ich bin fest überzeugt, daß über kurz oder lang eine ganze Post-Räuber-Bande entdeckt werden wird, wie ich am meisten glaube - bei uns.

So viel über das Ankommen und Verschwinden meiner Briefe. Das andre Kapitel, das von Zeitung und Jasmund handelt, liest sich kaum heitler. Was der Letztre über meine „Zeitungs-Aufsätze“ sagt, ist sehr richtig, aber doch immer wenig ermuthigend. Metzel<sup>2</sup> nahm wenigstens *persönlich* an diesen Dingen ein Interesse und das ließ mich mit einer gewissen Lust an die Arbeit gehn, aber wie soll ich jetzt das Schlußkapitel schreiben? „Das Ganze ist doch eigentlich sehr lang“; „das Interesse daran ist doch eigentlich sehr klein“ etc. niemand kann sich, wenn er ohnehin Ursach hat voll Sorge und ziemlich entmuthigt zu sein, aus solchen Sätzen Ermuthigung schöpfen. Auch laß ich mir nicht nehmen, daß ich [eingefügt: nebenher] auf ein anerkennenderes Wort [eingefügt: auch] wohl Anspruch [eingefügt: gehabt] hätte. Die Aufsätze enthalten Anschauungen, ja wie ich glaube Wahrheiten und Aufschlüsse über bisher gar nicht oder [eingefügt: nur] unvollkommen gekannte Dinge, Aufschlüsse an denen jeder publizistische Schriftsteller Interesse nehmen *muß*. Es wäre nicht zu viel gewesen, auch *das* gegen Dich hervorzuheben.

Daß „meine Angelegenheit schwebt“, „daß v. J. *genöthigt* worden [gestrichen: wäre][eingefügt: ist] Vortrag darüber zu halten“ und „daß er weitere Auskunft Dir verweigert hat“ klingt auch nicht wie Liebesgesang. Ich find' es natürlich daß Herr v. Jasmund kein besonderes Interesse an mir nimmt und daß er bei sich denkt „dieser F. hätte der Ehren sein können sich an mich zu wenden“; ich glaub auch, daß ich das Letztre gethan hätte, wenn nicht Deine allererste Mittheilung, daß er (v. J.) von meinen publizistischen Fähigkeiten - gleichviel ob mit Recht oder nicht - nur eine geringe Meinung zu haben scheine, außerdem sich geäußert habe[gestrichen: n] „*daß er aufräumen wolle und müsse*“ wenn nicht diese Deine Mittheilung, sag ich, jeden Annäherungsversuch zu einer baren Lappsackschaft<sup>3</sup> gestempelt haben würde.

Dein Th. Fontane.

P.S. Ich muß meinen Zeilen noch ein paar Worte hinzufügen. Daß Du so freundlich sein wirst, Merckel's die Briefaffaire aus einander zu setzen, versteht sich von selbst. An Immermann's und Lepel die herzlichsten Grüße.

Daß Du weitre Anfragen an Herrn v. J. stellst, kann ich kaum wünschen. Andreerseits möcht ich von ihm nicht verkannt und nicht für dickköpfiger gehalten werden, als ich bin. Du könntest ihn daher vielleicht wissen lassen, daß jene, in meinem Briefe mit Gänsefüßchen angeführten Worte, die ich Deiner [eingefügt: allerersten] Mittheilung verdankte, mich in eine schiefe Stellung gebracht und mir es beinah unmöglich gemacht hätten, mich ihm unbefangen zu nähern. Als ein bloßer Bittsteller *wollt'* ich nicht auftreten; es ist nicht mein Wunsch, meine Stellung hier anerkannt und verlängert zu sehn, mein Wunsch ist einfach der, daß man mich für Ansprüche abfindet, die ich unbedingt zu erheben habe, wenn man nicht eine türkische Justiz bei uns einführen will. Das wird man aber nicht wollen, dazu sind die Leute zu anständig. Nur nörgeln wird man und mit wahren Grauen seh ich dem ministeriellen Antwortsschreiben entgegen.

Stelle in Betreff des letztern keine weitern Anfragen, laß mich aber das, was Du von ohngefähr darüber erfahren solltest, recht bald wissen.

In 4 Tagen ist Weihnachten. Ich bin dem Tage schon heitrer entgegen gegangen; auch Du wohl! Die Elloramutter grüßt. Wie immer Dein

Th. F.

Der Brief, den ich am 25<sup>t</sup> November an Dich gerichtet habe, ist wenn ich nicht irre der gewesen, worin ich unter anderm auch anfragte, ob Du geneigt sein würdest die ersten 10 oder 12 Kapitel der schottischen Reise in „Deinem Feuilleton“ zu bringen.<sup>4</sup> Schreib mir darüber, vor allem aber laß mich wissen, ob wenigstens diese Zeilen glücklich eingetroffen sind.

#### Nr. 8

Theodor Fontane an Friedrich Eggers  
[von Friedrich Fontane datiert: 22. Jan. 1859]

Sonnabend. 12 Uhr

Lieber Eggers.

Du kannst Dir denken, daß ich in diesen 2 Stunden die Frage<sup>1</sup> noch hin und her erwogen habe. Ich bin schließlich zu einem Resultat gelangt, das mehr meinem ersten Gefühl als den Hinterher-Erwägungen entspricht. Niemand hat mich dabei beeinflußt; die pro's und contra's lange hin und her [gestrichen: erwä-] balancirend, hat sich das Zünglein endlich den pro's zugeneigt. Es wäre hart und ungerecht, wenn Du solche Kämpfe nicht ganz in der Ordnung finden wolltest. Ich habe Dich nie in Zweifel darüber gelassen daß die Träger dieses Ministeriums meine Hochschätzung und im letzten Kern meine Sympathien haben, aber was mir zuwider ist das ist das beständige Wechseln [eingefügt: der eignen Position], selbst dann noch wenn das neue Heerlager unsrem Fühlen und Denken mehr entspricht als das alte.

Ich leugne nicht, daß ich mich am liebsten als harmloser Schulmeister und in ähnlichen Qualitäten durchschlüge und es ist nur die pater familias-schaft<sup>2</sup>, die mich treibt auf Deine Anträge (für die ich Dir, ich wiederhol es, aufrichtig dankbar bin) einzugehn.

Meine „Ansprüche“<sup>3</sup> die Dir nach gerade langweilig und lächerlich geworden sind, will ich fallen lassen. Ich muß einräumen, daß die Verhältnisse für mich so ungünstig sind, daß es zur Donquixoterie führen muß sie [eingefügt: (die Ansprüche)] aufrecht zu erhalten. Bestünde die Parthei Manteuffel aus mehr Leuten als aus ihm selber, verträte er ein wirkliches Prinzip, das um deshalb auch wieder mal zur Geltung kommen könnte, so würd' ich [eingefügt: aus meinerwegen egoistischen Motiven] aushalten ohne je ein Manteufflianer gewesen zu sein. Im politischen Leben spielt die Fahne eine eben so große Rolle wie im militärischen; wo man mal steht, muß man fest stehn und nicht lange mäkeln und mucksen. Aber freilich muß eine *Fahne überhaupt da sein*. Es fällt mir gar nicht ein in dieser ganzen Angelegenheit als „großer Charakter“

aufzutreten zu wollen, nur möcht' ich möglichst wenig „der dumme Mensch“ sein. Man ist freilich schon halb verloren, wenn man sich das erst vornehmen muß. - Meine Reise<sup>4</sup> möcht' ich nicht gern auf[gestrichen: schieben]geben noch verschieben, erscheint es Dir aber nöthig, so bin ich auch dazu bereit.

Dein Th. Fontane.

## Nr. 9

Theodor Fontane an Friedrich Eggers  
[möglicherweise 31. Januar 1859]

Lieber Eggers.

„Männings“<sup>1</sup> Gegenwart verhinderte mich heute, Dir den Inhalt meiner Unterredung mit Herrn v. Jasmund mitzutheilen. Ich sagte ihm nämlich - da er mit Deinem Wunsche, von der Redaktion<sup>2</sup> über kurz oder lang zurückzutreten, vertraut ist - daß ich mich, für den Fall einer eintretenden Vacanz [gestrichen: für] um diese Stelle bei ihm bewerbe. Seine Erwiderung darauf betraf nur *Dich*, dessen etwaigen Rücktritt er lebhaft bedauern würde, aber eigentlich nicht mich. - Vielleicht mißbilligst Du es, daß ich die Sache überhaupt zur Sprache gebracht habe; ich habe aber nach reiflicher Ueberlegung gehandelt. Ich bin nun 14 Tage hier und nicht weiter als am ersten Tage. Das kann nicht so fort gehn. Herr v. Jasmund hat sich durchaus wie ein gentleman gegen mich benommen und es an Freundlichkeit gegen den Menschen Th. Fontane nicht fehlen lassen. Es scheint aber daß man den M'schen<sup>3</sup> „Apostel“ in mir nicht vergessen kann noch will. Ich bin der letzte, der darüber murrte und weder Klage noch Vorwurf soll je darüber über meine Lippe kommen, *nur wissen möcht' ich, woran ich bin*. Soll eine Art Wittwenjahr innegehalten werden, während dessen man nicht erlaubt ist, an der Freude der Glücklichen (Angestellten) theil zu nehmen, bon, so sage man mir das. Aber ich muß wissen, ob Subjekte meines Schlages [eingefügt: überhaupt] auf „Pardon“ zu rechnen haben, oder nicht. Wird alles unerbittlich in die Pfanne gehaun, wird kein Quartier gegeben, nun so ist es wenigstens anständig, nicht lange darum zu wimmern. Dein

Lafontaine.



Utrecht. 12 Apr

St 62,51

114/

# Lieber August.

Ich habe keine Aufzeichnungen  
 von dem, was ich dir geschrieben  
 habe, aber ich habe dir  
 geschrieben, dass ich  
 dich liebe.

Die kommt die Sache,  
 die ich in diesen 2 Stücken,  
 dass die Dinge noch für  
 ein Jahr weitergehen werden.  
 Ich bin glücklich zu einem  
 Zeitpunkt gekommen, das mich  
 meinem ersten Gefühl ist  
 der hinterher-herausgehenden  
 Aufregung. Moment für  
 mich ist beeinflusst;  
 die post ist ein contrast  
 lange für ein Jahr ~~weiter~~  
 es ist, das ist das  
 Gelingen und die  
 post ist gelungen. Ich  
 meine fast ein ~~ein~~

Abb. 2



### Anmerkungen zur Einleitung

- 1 Ihr war das Symposium, das die Fontane Gesellschaft im September 1993 in Potsdam veranstaltet hat, gewidmet.
- 2 Zu Friedrich Eggers in: Allgemeine Deutsche Biographie. Fünfter Band. Leipzig: Duncker & Humblot 1877. S. 671-673.
- 3 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. In: Autobiographische Schriften. 3 Bde. Hrsg. von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. 2. Bd. (Bearbeiter P. Goldammer). Berlin und Weimar: Aufbau 1982. S.186.
- 4 Siehe auch: Fritz Behrend: Geschichte des Tunnels über der Spree. Berlin: Wendt 1938 (u.a. S. 41-44). Roland Berbig: „... wie zum Dilettantismus prädestiniert“. Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Neues und wenig bekanntes Material. In: Fontane Blätter. Heft 49. Potsdam 1990. S. 12-23.
- 5 Am wenigsten kontrolliert sprach sich diese von Verachtung nicht freie Auffassung Fontanes im Brief an Emilie Fontane vom 5. April 1880 aus, in dem er Eggers verglichen mit Adolf Menzel „eine dünne Natur“ nannte, „ein ganz kleines Talent, ein bloßer Durchschnittsmensch“. In: Theodor Fontane. Briefe. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. Werke und Schriften Band 51. München: Hanser 1976. Hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe in vier Bnden. Frankfurt am Main, Berlin: Ullstein 1987. 3. Bd., S. 74-75. (HB)
- 6 Gerd Eversberg: Austern oder Caviar? Eine bisher unbekannte Tenzzone zwischen Theodor Fontane und Friedrich Eggers. In: Schleswig-Holstein 1990, H. 10, S. 9-12.
- 7 Fritz Behrend: Vom Rütli zu der Ellora. In: Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge. 10 (1918). S. 29-39; Fritz Behrend: Zwei vergessene Mitglieder des „Tunnels über der Spree“. Professor Dr. Friedrich Eggers und der Maler und Dichter Freiherr Hugo von Blomberg. In: Zeitschrift für Bücherfreunde 1936. 4. S. 97-103; Hermann Fricke: Die „Argonauten“ von Berlin. Zur Geschichte eines literarischen Unternehmens. In: Der Bär von Berlin. Jahrbuch für die Geschichte Berlins. 1964. S. 27-49.
- 8 JOLLES, S. 139.
- 9 JOLLES, S. 140.
- 10 Theodor Fontane an Wilhelm von Merckel, 1. März 1858. In: FMBW, 1. Bd., S. 291.
- 11 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. 2 Bde. Berlin: Verlag der Nation 1968. 1. Bd., S. 337.
- 12 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. 1. Bd., S. 336.
- 13 Theodor Fontane an Bernhard von Lepel, 1. Dezember 1858. In: FLBW, 2 Bde. München: Beck 1940. 2. Bd., S. 251.
- 14 Helmuth Nürnberger: Fontane. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1968, 19. Auflage 1993. S. 91.
- 15 „Bald zeigte sich, daß seine Befürchtungen, er werde nun für längere Zeit als Mantuffelianer abgestempelt sein, nur zu berechtigt waren.“ In: Helmuth Nürnberger: Fontane. S. 92-93.
- 16 Theodor Fontane an Bernhard von Lepel, 1. Dezember 1858. In: FLBW, 2. Bd., S. 252.
- 17 Eggers habe ihn „durch einen gutgemeinten Gang zu Herrn v. Jasmund [...] leidlich bla-miert.“ Theodor Fontane an Wilhelm von Merckel, [20. November 1858]. In: FMBW, 2. Bd., S. 158.
- 18 Berlin: Fontane 1910. 2 Bde. 1. Bd., S. 198-199.

19 Theodor Fontane. HB, 1. Bd., S. 634-635.

20 BEHREND, S. 491.

### Anmerkungen zu den Briefen:

#### Brief Nr. 1

- 1 Bezeichnung Emilie Fontanes in dem im November 1852 von F. Eggers gestifteten Ellorapreis; Emilie F. hatte am 14. November Geburtstag. Fontanes Frau und die Söhne Theodor jun. und George waren seit Ende Juli 1857 in London.
- 2 Fontanes Rütli- und Elloraname.
- 3 Immanuel Hegel (1814-1891), zeitweilig Chef der Zentralstelle für Preßangelegenheiten, seit 1858 Kurator des Staatsschatzes; Führer der orthodoxen Partei.
- 4 Henriette von Merckel, geb. von Mühler (1811-1889), Frau von Wilhelm von Merckel. Sie schrieb am 11. November 1858 an Emilie: "Eggers, der mit dem Geh. R. Hegel persönlich bekannt ist, ist von uns beauftragt worden, in diesen nächsten Tagen zu ihm zu gehen und sich von seiten der Freunde zu erkundigen, wie es nun - mit Freund Fontane werden würde." In: FMBW, 2. Bd., S. 152.
- 5 Eggers versteht hier unter *abgehenden Partei* die Manteuffels, unter *antretenden* die altliberale, die während der Neuen Ära preußische Politik bestimmte.
- 6 Fontanes Vertrag mit der preußischen Regierung war am 1. Januar 1858 für drei weitere Jahre verlängert worden.
- 7 Rudolf Wentzel, Fontanes Kollege aus der Central-Preßstelle, der ihm 1855 von Manteuffel als Mitarbeiter in London bewilligt worden war.
- 8 Fontane war am 1. August 1850 im Literarischen Cabinet, das 1848 vom Ministerpräsidenten R. von Auerswald gegründet und Ende dieses Jahres vom Innenminister Manteuffel umfunktioniert worden war, eingestellt worden.
- 9 Ludwig Karl Aegidi (1825-1901), 1848 Sekretär unter R. v. Auerswald, schied aus mit Beginn des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel, leitete zeitweilig die "Konstitutionszeitung", verließ dann Preußen, um eine Universitätskarriere zu bewerkstelligen; unter Bismarck war A. zwischen 1871 und 1877 Vortragender Rat im Auswärtigen Amt. Eggers war mit ihm seit seiner Berliner Universitätszeit bekannt. Siehe auch Fontanes Brief an seine Frau vom 19. Oktober 1869.
- 10 Albrecht Graf von Bernstorff (1809-1873), seit 1854 preußischer Gesandter in London.
- 11 Im Fontane-Archiv Potsdam befindet sich die Maschinenabschrift des Briefes von Immanuel Hegel an Fontane vom 26. November 1858, in dem Hegel auf die Unterredung mit Eggers und deren Ergebnisse Bezug nahm. Das Dokument bezeugt, wie zutreffend Eggers Fontane den Gesprächsverlauf schildert. Fontanes Scheitern in England stellte sich für Hegel so dar: "Bei Ihrer Persönlichkeit, Ihren Fähigkeiten, Ihren Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnissen, Ihrer ganzen literarischen Bildung erschien es mir kaum zweifelhaft, daß Sie, besonders als Deutscher, mehr noch wie Andere, denen es gelungen ist, dort ihr Glück, [...], machen könnten. Aber es scheint, daß Ihnen dazu die praktische Anlage, gleichsam die Industrie - im anständigsten Sinn - fehlt. Sie sind zu kontemplativ und zu kritisch. Sie betrachten die Personen und Zustände, wissen sie aber nicht zu behandeln und für sich nützlich zu machen, was auf die allerehrlichste und honetteste Weise geschehen kann." In diesem Brief ermunterte Hegel auch Fontane zu dem Gesuch an Auerswald, das zuerst über sei-

nen Tisch ginge, und empfahl ihm eine zurückhaltende Vorgehensweise. "Sie dürfen darin [im Gesuch - R.B.] nicht trotzig aufkündigen, sondern im Gegentheil ihn ehrfurchtsvoll als Ihren Chef begrüßen und Ihre Dienste anbieten; [...]"

- 12 (lat.) aus beliebigem Holz.
- 13 Adelheid Hoffmann, die Nichte von Louise Randow.
- 14 Louise Randow, Haushälterin von Eggers.
- 15 Eggers, der allein lebte, hatte ein angespanntes Verhältnis zu seiner Haushälterin L. Randow, was zu z.T. ernsthaften Beratungen im Freundeskreis führte.
- 16 Ernst Eggers (1822-1858), Bruder von F., lebte als Buchbinder in Rostock.

#### Brief Nr. 2

- 1 Egger's Briefe vom 10. (an Emilie F.) und 14. November 1858 (an Fontane).
- 2 Ludwig Metzel (1815-1895), Direktor der Zentralstelle für Preßangelegenheiten und Fontanes Chef. Metzel hatte am 13. November 1858 (siehe BEHREND, S. 486) Fontane über die unsichere Lage der Zentralpreßstelle unterrichtet, worauf Fontane offensichtlich mit einem Brief, der nicht überliefert scheint, reagierte. Übrigens setzte Hegel sich auch für Metzel ein, für den er "im Büro des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten ein Unterkommen zu erzwingen" suchte. Siehe Hegels Brief an Fontane vom 26. November 1858. (Brief Nr. 1, Anm. 11).
- 3 Vgl. diesbezüglich das dahingehende Gesuch an Rudolf von Auerswald vom 2. Dezember 1858, in dem identisch argumentiert wird. In: HB, 1. Bd., S. 637-639.
- 4 (frz.) Kummer, Gram.
- 5 Otto Theodor Freiherr von Manteuffel (1805-1882) mußte im Oktober 1858 mit einsetzender Regentschaft Wilhelms I. als Ministerpräsident zurücktreten und erhielt am 6. November zusammen mit seinem Ministerium seine Entlassung.
- 6 Vgl. ganz ähnlich lautende Überlegungen in Fontanes Brief an seine Mutter vom 6. November 1885. In: HB, 1. Bd., S. 633.
- 7 Siehe Brief Nr. 1, Anm. 1.
- 8 Friedrich Eggers gratulierte Emilie am 10. November 1858. Der Brief vom 10. November d.J. ist überliefert und befindet sich in der Landesbibliothek Kiel.
- 9 Überliefert ist der von Karl Bormann, Moritz Lazarus und Otto Roquette geschriebene Gratulationsbrief vom 10. November 1858 (Fontane-Archiv Potsdam).
- 10 Richard Lucae (1829-1877), Architekt, Mitglied im Tunnel (Schlüter), Rütli und Ellora (Dick).
- 11 Siehe Brief Nr. 3.
- 12 Julius von Jasmund (1827-1879) hatte die Leitung der Preßstelle, die Fontanes London-Einsatz mitverantwortete, zugewiesen bekommen. Im Juni 1859 übernahm sein Mitarbeiter Moritz von Bardeleben dieses Amt.
- 13 Zur Geschichte dieser Einrichtung siehe BEHREND, S. 475-497. Vgl. auch Henriette von Merckel an Emilie Fontane, 1. Oktober 1858: "Die Prinzeß von Pr. hat in Preßanstellungen den Dkt. Jasmund am ersten zu bedenken; er hat als Redakteur des 'Preußischen Wochenblattes', die einzige Opposition, die möglich war, viel Ärger gehabt, und mußte zuletzt die Segel streichen." In: FMBW, 2. Bd., S. 126.

14 Der Umstand des bevorstehenden Regierungswechsels und seine Folgen für Fontane in England beschäftigten den ganzen Freundeskreis (bes. Bernhard von Lepel, Wilhelm und nicht minder Henriette von Merckel, Friedrich Eggers), wobei bislang die unterschiedlichen Intentionen und politischen Einbindungen der sich für Fontane Engagierenden unbeschrieben geblieben sind.

15 (engl.) jetzt setzt euch in Bewegung, meine Herren, wenn ihr wollt.

#### Brief Nr. 3

1 Vgl. dazu Fontanes Brief an Wilhelm von Merckel vom (20. November 1858). In: FMBW, 2. Bd., S. 158.

2 (lat.) mit den notwendigen Abänderungen.

3 (engl.) Stolperstein.

4 Siehe Brief Nr. 2 (17./[18.] November 1858).

5 "An den Märzminister Graf Schwerin-Putzar". Das Gedicht, am 4. Dezember 1849 im Tunnel vorgelesen, erschien zuerst im Dezember 1849 in: Männer und Helden. Acht Preußenlieder. Berlin: A.W. Hayn (vordatiert auf:) 1850.

6 Brief vom 5. Oktober 1858. In: FMBW, 2. Bd., S. 130-134.

7 Offensichtlich meint Fontane J. von Jasmund, dem er seine Auffassung über die Dinge zukommen lassen wollte.

8 Eggers Brief vom 10. November 1858. Unveröffentlicht (Landesbibliothek Kiel).

9 Robert Eggers (1828-1887), genannt Röbbing, Bruder von Friedrich, fügte dem Gratulationsbrief Friedrichs eine "Familien-Naturgeschichte" bei, die seine Verlobung mit Auguste Wessel 1855, ihre Heirat 1857 und die Geburt der Tochter 1858 z.T. in Form der gedruckten Anzeigen zusammenfaßte.

10 George Fontane (1851-1887), Fontanes ältester Sohn.

11 Karl Bormann (1802-1882), Provinzialschulrat in Berlin von 1849 bis 1872, Mitglied im Tunnel und Rütli (Metastasio).

12 Moritz Lazarus (1824-1903), Schriftsteller und Völkerpsychologe, Tunnel- und Rütli-mitglied (Leibnitz).

13 Auf die kalte Wohnung ging Eggers in seinem Brief vom 10. November eher beiläufig ein. Hauptsächlich berichtete er von dem für ihn schlimmen zurückliegenden Jahr (Tod des Bruders und Kuglers, Krankheiten, berufliche Schwierigkeiten).

14 Bertha Kummer, geb. Kinne (1807-1870), dritte Frau des Adoptivvaters von Emilie Fontane. Der Brief - datiert am 19. November - befindet sich im Fontane Archiv Potsdam. In ihm gab Emilie F. einen Zustandsbericht des Lebens in London und erwähnte die durch den Ministerwechsel in Aussicht genommene und beinahe ersehnte Rückkehr nach Berlin. Man lebe nicht mehr so einsam wie anfangs, "aber Theodor entbehrt jeder geistigen Anregung u. denke ich was wir *vielleicht* verlieren, gewinnt er *gewiß* wieder an geistiger Frische und Regsamkeit in der Heimath."

#### Brief Nr. 4

1 Eggers spielt auf Fontanes Schlußbemerkung des vorangegangenen Briefes an.

2 Siehe Brief Nr. 1 ([14. November 1858]).

- 3 Gemeint ist der Graf von Bernstorff, der als Gesandter dem Auswärtigen Amt unterstand. Überdies gehörte die Preßstelle vormals zum Auswärtigen Ministerium. Vgl. Wilhelm von Merckel an Theodor Fontane, [24. Dezember 1858]. In: FMBW, 2. Bd., S. 171.
- 4 Siehe Brief Nr. 2.
- 5 Hermann Karsten (1817-1897), Naturwissenschaftler. Als Eggers 1844/45 in Rostock studierte, war Karsten Rektor der dortigen Universität. Möglicherweise studierte Jasmund ebenfalls dort und gehörte schon früh zu den bevorzugten Studenten, denen ein Freitisch gewährt wurde.
- 6 Aus *Die Zeit*. Neueste Berliner Morgenzeitung war im November 1858 die *Preußische Zeitung* geworden, deren Leitung Jasmund und deren Feuilleton Friedrich Eggers übernommen hatten. Fontane veröffentlichte in ihr seine Aufsätze über die Londoner Tagespresse. Siehe JOLLES, S. 243-244.
- 7 *Die Zeit* stand bis zum Regierungswechsel 1858 unter latentem Einfluß der Zentralstelle für Preßangelegenheiten und deren Leiter Ludwig Metzels. Jasmund, als Nachfolger Metzels, wollte diesen Status des Blattes offensichtlich nicht nur beibehalten, sondern noch verstärken. Vgl. seinen Brief an Fontane vom 26. Dezember 1858 (siehe Brief Nr. 5, Anm. 9).
- 8 Gemeint sind die erwähnten Aufsätze über die Londoner Presse.
- 9 "An den Märzminister Graf Schwerin-Putzar" (vgl. Brief Nr. 3, Anm. 5) und "Die Fahne Schwerins" (*Neue Preußische/Kreuz-/Zeitung*, Nr. 120, 26. Mai 1857, in der Rubrik "Zuschauer").
- 10 (frz.) trotz alledem, dennoch.
- 11 Eggers meint Julius Leopold Klein (1804-1876), der schon in der Zeit die Theaterkritiken verfaßte.
- 12 (lat.) soweit es die Arbeit betrifft.
- 13 Siehe Brief Nr. 3, Anm. 14.
- 14 Siehe Brief Nr. 1, Anm. 13.
- 15 Bertha Kummer wohnte in Leipzig.
- 16 Fontane hatte zusammen mit Lepel eine Reise nach Schottland unternommen (9. - 24. August 1858) und begann bald danach seine Eindrücke niederzuschreiben; einzelne Kapitel erschienen in Zeitungen bzw. Zeitschriften (u.a. *Vossische Zeitung*, *Cottas Morgenblatt*, *Neue Preußische/Kreuz-/Zeitung*), 1860 kam die Buchausgabe unter dem Titel "Jenseit des Tweed" heraus. Der Vorabdruck eines Kapitels in der *Preußischen Zeitung* ist bisher nicht nachgewiesen worden.

#### Brief Nr. 5

- 1 Fontane hatte von Lepel am 28. November 1858 die Nachricht erhalten, daß Eggers zu seinem sterbenden Vater nach Rostock gefahren sei. In: FLBW, 2. Bd., S. 248.
- 2 Vgl. Theodor Fontane an Henriette von Merckel, [11. Dezember 1858], In: FMBW, 2. Bd., S. 163.
- 3 Am 7. Dezember begann der Abdruck von "Die Londoner Tagespresse. Allgemeines", dem am 7., 8. und 9. Dezember weitere Artikel folgten. Die Aufsatzreihe zog sich durch den Dezember und wurde 1859 fortgesetzt.

- 4 (lat.) wohl oder übel, gezwungenermaßen.
- 5 Vom 11. bis zum 16. Dezember druckte die *Preußische Zeitung* Fontanes Analyse der "Morning Papers".
- 6 Er erschien vom 12. bis zum 15. April 1859 in vier Teilen.
- 7 (frz.) in Folge.
- 8 (engl.) ein langweiliger Mensch.
- 9 Fontane schrieb dann doch an Jasmund. Die Beantwortung schob Jasmund hinaus, weil er die Entscheidung des Ministers Auerswald auf Fontanes Gesuch erst abwarten wollte. Im Brief vom 26. Dezember 1858 unterrichtete er Fontane über den Stand und die beabsichtigte Auflösung der Stelle in London, die sich nicht rentiert habe. Auf Fontanes Anfragen hinsichtlich seiner Artikel für die *Preußische Zeitung* erwiderte Jasmund: „Was Ihre Aufsätze über die englische Presse betrifft, so erschien es nicht nötig, ihnen erst noch die Korrektur zuzusenden, da ja hier genügend für Vorsorge bezüglich der englischen Namen getroffen werden konnte. Den Schlußartikel über die Times wünschte ich sehr von Ihnen zu erhalten, doch muß ich Sie bei dem noch bestimmteren offiziellen Charakter, welchen die Preussische Zeitung jetzt hat, bitten gegenüber einem so mächtigen Organ Englands mit Schonung und Vorsicht aufzutreten.“ Der Brief ist in einer Maschinenabschrift als Durchschlag im Fontane Archiv Potsdam erhalten. Fontane beantwortete Jasmunds Brief am 30. Dezember 1858, wie er am 8. Januar 1859 an Merckel berichtete, und trug Sorge, ob die Zeilen auch ihren Empfänger erreicht hätten. In: FMBW, 2. Bd., S. 181.

#### Brief Nr. 6

- 1 Christian Friedrich Eggers (1788-1858), angesehener Kaufmann in Rostock.
- 2 Wilhelm von Merckel (1803-1861), Tunnel- und Rütliname.
- 3 Am 27. November war Eggers' Geburtstag, der im Rütli und der Ellora gefeiert werden sollte. Vgl. die Briefe von Wilhelm und Henriette von Merckel an Fontane vom 13. November und 19. Dezember 1858. In: FMBW, 2. Bd., S. 157 und 167.
- 4 Henriette von Merckel.
- 5 Wilhelm von Merckel bestätigte Fontane am 4. Dezember 1858 "Ihre charmanten Sendungen zu Anakreons Geburtstage" (FMBW, 2. Bd., S. 161), zu denen auch der "Toast auf Friedrich Eggers. Zum 27. November 1858" gehörte.
- 6 Dieser Brief Eggers' ist nicht überliefert.
- 7 Ernst Eggers war, "durch einen unglücklichen Fall, den er that" (Friedrich Eggers an Emilie Fontane, 10. November 1858), im Januar 1858 tödlich verunglückt.
- 8 Am 17. und 21. Dezember 1858 veröffentlichte die *Preußische Zeitung* Fontanes Artikel über die "Penny Papers. I-III".
- 9 Siehe Brief Nr. 1, Anm. 7.
- 10 Siehe Brief Nr. 2, Anm. 2. Vgl. auch BEHREND, S. 487-488. Auerswald war vom Prinzregenten zum Minister ohne Portfeuille berufen worden. Jasmunds Bericht und Auerswalds Verständnis bewirkten, daß Fontanes Antrag zugestimmt wurde.
- 11 Der erwähnte Brief Fontanes an Jasmund vom Dezember 1858 ließ sich nicht nachweisen. Nachgewiesen sind nur drei bislang unveröffentlichte Briefe Fontanes an Jasmund: vom 31. Januar 1859, 22. Februar 1859 und 6. April 1859. In: Die Briefe Theo-

Fontanes. Hrsg. von Charlotte Jolles und Walter Müller-Seidel. Bearbeitet von Rainer Bachmann, Walter Hettche und Jutta Neuendorff. München: Hanser 1988 (HBV).

- 12 Elloratante, also Henriette von Merckel. Vgl. ihren Brief an Emilie und Theodor Fontane, 19. Dezember 1858, in dem sie Eggers' Besuch am 18. erwähnt und als Datum des verlorengegangenen Briefes Fontanes den 8. Dezember nennt. In: FMBW, 2. Bd., S. 167.
- 13 Lepel erwähnt die Postsendung in seinem Brief an Fontane vom 31. Dezember 1858. In: FLBW, 2. Bd., S. 255.
- 14 Merckel schrieb am 4. Dezember 1858 einen Brief an Fontane, den er am 6. abschloß. In: FMBW, 2. Bd., S. 160-163.
- 15 Wie Fontane an Henriette von Merckel am 11. Dezember 1858 berichtete, war Emilie Fontane an Röteln erkrankt. In: FMBW, 2. Bd., S. 165.

#### Brief Nr. 7

- 1 Die Einfügungen stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit von Eggers, der sich die Hauptpunkte wohl hervorhob, um sie dem Freundeskreis mitzuteilen.
- 2 Siehe Brief Nr. 2, Anm. 2.
- 3 jemandem die Ehre abschneiden
- 4 Siehe Brief Nr. 4, Anm. 16.

#### Brief Nr. 8

- 1 Am 19. Januar 1859, zwei Tage nach seiner Rückkehr aus England, traf Fontane Julius von Jasmund, mit dem er verhandelte, was ihm Friedrich Eggers vorgeschlagen hatte: Mitarbeiter des von Eggers verantworteten Feuilletons der *Preußischen Zeitung* zu werden mit der Aussicht, "späterhin [...] die Redaktion desselben von seinen [Friedrich Eggers's - R.B.] Schultern" zu nehmen. Th. Fontane an Emilie Fontane, 19. Januar 1859. In: HB, 1. Bd., S. 643.
- 2 (lat.) Familien- oder Haushaltsvorstand.
- 3 Siehe Brief Nr. 7. Die Ansprüche Fontanes waren offenbar Gegenstand des Gesprächs mit Friedrich Eggers.
- 4 Fontane plante nach Rückkehr seiner Familie aus England eine Reise zu seiner Mutter und nach Letschin, wo Verwandte lebten. Vgl. hierzu seinen Brief an Emilie Fontane vom 1. Februar 1859. In: HB, 1. Bd., S. 651

#### Brief Nr. 9

- 1 Vermutlich Hermann Müller (1816-1859), der Halbbruder Emilie Fontanes.
- 2 Redaktion des Feuilletons der *Preußischen Zeitung*.
- 3 Gemeint ist: Manteuffelschen.

Peter Hasubek, Braunschweig

## Der junge Heinrich Mann und Theodor Fontane

### Zu den Anfängen der Gesellschaftsnovelle bei Heinrich Mann

Kennst Du Theodor Fontane? Er ist mein  
Leibpoet unter den Neuen. (1890)

Fontane ist nun mal ein  
Lieblingsthema von mir. (1891)

Wenn Tatjana Awagjan 1985 in ihrer vergleichenden Studie<sup>1</sup> über Theodor Fontanes Roman *Frau Jenny Treibel* und Heinrich Manns *Im Schlaraffenland* bemerkt, daß der „Einfluß Theodor Fontanes [...] auf das Schaffen Heinrich Manns“ bis heute nicht „Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung“ war, so kann man dieser Feststellung nur zustimmen. Ohne zu übertreiben, muß man hinzufügen, daß bislang besonders das Frühwerk Manns, voran seine frühe Novellistik, in der Forschung unter wirkungsästhetischen, thematischen und formtypologischen Gesichtspunkten weitgehend ignoriert wurde. Wenngleich man es hier mit tastenden Anfängen Manns zu tun hat, denen künstlerische Qualität in den meisten Fällen mangelt, so ist es um so wichtiger, hier nach den Einflüssen und literarischen Vorbildern und deren Folgen für das Werk Manns zu fragen, weil sich gerade in dem Jahrzehnt zwischen 1890 und 1900 seine geistigen und literarischen Grundhaltungen ausbilden, deren Langzeitwirkungen zum Teil noch im Spätwerk festzustellen sind. Bei der Erforschung der Einflüsse und prägenden Vorbilder sind nur einige Anfänge gemacht, die mit den Namen Paul Bourget, Friedrich Nietzsche und Heinrich Heine bezeichnet sind. Hinsichtlich anderer Autoren - Goethes, Storms, Fontanes - herrscht noch weitgehend das Zwielicht bloßer Vermutungen und Andeutungen.

Tatjana Awagjan beschränkt sich in ihrer Untersuchung im wesentlichen auf den Vergleich der genannten Romane und dringt nur gelegentlich zu weiterführenden Ergebnissen vor. Die Frage, inwieweit Heinrich Mann von Fontane Kenntnis nimmt und beeinflußt wird, erörtert sie im wesentlichen von einigen Äußerungen des alten Heinrich Mann her und übersieht offenbar die große Wirkung, die Fontane auf den jungen Heinrich Mann hatte<sup>2</sup>. Die Verfasserin beobachtet Entsprechungen bzw. Ähnlichkeiten zwischen Fontane und Heinrich Mann bei thematischen Aspekten, dem bürgerlichen Milieu der Personen, der typisierenden Figurengestaltung, der Gesprächsstruktur, der Detailschilderung und der Aufhebung der sozialen Grenzen. In anderen Punkten geht Mann über Fontanes Darstellungskunst hinaus, so zum Beispiel bei der Verstärkung der kritisch-satirischen Tendenz, bei der Analyse der inneren Welt der Figuren und auch bei der energischeren Typisierung der Personen. Sie kommt

zu dem Schluß: „So beweisen die angeführten Fakten, wie uns scheint - den starken und fruchtbringenden Einfluß Theodor Fontanes auf das Schaffen Heinrich Manns, einen[sic] der größten europäischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts.“<sup>3</sup>

Die Lektüre der Dichtungen Fontanes gehört zu Manns frühesten und nachhaltigsten Leseerfahrungen. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hält er an seiner Begeisterung für Fontane fest und nennt ihn an vierter Stelle unter denjenigen Dichterkollegen, die am meisten auf ihn eingewirkt haben.<sup>4</sup> Aus einer Äußerung Manns in einem kurzen Artikel<sup>5</sup> zu Fontanes 50. Todestag 1948 spricht unverhohlen die Wertschätzung und Anerkennung des Romancier Theodor Fontane:

Der moderne Roman wurde für Deutschland erfunden, verwirklicht, auch gleich vollendet von einem Preußen, Mitglied der französischen Kolonie, Theodor Fontane. Als erster hier hat er wahrgemacht, daß ein Roman das gültige, bleibende Dokument einer Gesellschaft, eines Zeitalters sein kann; daß er soziale Kenntnis gestalten und vermitteln, Leben und Gegenwart bewahren kann noch in einer sehr veränderten Zukunft, wo, sagen wir, das Berlin von einst nicht mehr besteht. Alles vermöge richtig Gesehener, stark gezeichneter Personen [...].<sup>6</sup>

Mann hebt in der Folge besonders die Romane *Vor dem Sturm*, *Schach von Wuthenow*, *Effi Briest*, *Der Stechlin* und *Stine* hervor und bezeichnet mit diesen Beispielen zugleich die zentrale soziale, thematische und gestalterische Bedeutung dieser Romane. Fontane, zu seiner Zeit der „wahre Romancier“, der „einzige seines Ranges“, sei neben Goethe und E. T. A. Hoffmann einer der wenigen Dichter des 19. Jahrhunderts gewesen, die Weltgeltung erlangt haben.<sup>7</sup>

Was Heinrich Mann in der Jugend an Romanen und Erzählungen Fontanes tatsächlich gelesen hat, ist nicht eindeutig zu belegen. Das Verzeichnis der im Besitz des Heinrich-Mann-Archivs in Berlin befindlichen Privatbibliothek Heinrich Manns weist im wesentlichen nur Ausgaben mit Erscheinungsdaten nach 1914 aus.<sup>8</sup> Aber gerade die Ausgaben aus den zwanziger und dreißiger Jahren, die Heinrich Mann besaß, machen deutlich, daß seine Lektüre und Wertschätzung Fontanes in allen Phasen seines Lebens gegeben waren. Es muß aber davon ausgegangen werden, daß der Bestand an Werken Theodor Fontanes, die Heinrich Mann las, nicht vollständig überliefert ist, weil sie sich etwa in anderem Besitz befanden und von Mann nur leihweise benutzt wurden.

Die erste Äußerung Heinrich Manns über Fontane, die wir kennen, findet sich in dem Brief vom 6.-9. Februar 1890 an Ludwig Ewers. „Kennst Du Theodor Fontane? Er ist mein Leibpoet unter den Neuen.“<sup>9</sup> Zu den 'Alten' würde Mann vermutlich Goethe und Heine gerechnet haben. „Fontane ist nun mal ein Lieblingsthema von mir.“<sup>10</sup> Er rühmt besonders die Lyrik Fontanes, schätzt den Kritiker Fontane und nennt den Erzähler einen „Romancier von Schneid und Schick“<sup>11</sup>. Damit umfaßt und würdigt er - mit Ausnahme der autobiographischen und lokalgeschichtlichen Schriften - die wichtigsten Aspekte von Fontanes Werk. Die von 1890 stammende Äußerung ist so formuliert, daß man ihr entnehmen kann, daß Mann Fontane bereits seit einiger Zeit kennt, denn die Kenntnis der genannten Bereiche seines Werkes wird er sich nicht erst zu

Beginn jenes Jahres erworben haben. Wie weit die Lektüre Fontanes in die Vergangenheit reicht, ist nicht bekannt, da es hierfür, soweit ich sehe, keine entsprechenden früheren Dokumente Manns gibt.

Die Bewunderung, ja Begeisterung für Fontane ist so groß, daß Mann unfähig scheint, das literarisch Erlebte, Erfahrene rational zu durchdringen. „[...] seine Gedichte. Herrgott sind die schön!“ Und über *Quitt* heißt es: „ein Buch, so schön, daß ich kein Urteil herausbringe vor Entzücken.“<sup>12</sup> Fragt man nach den Perspektiven der Einschätzung Fontanes durch Heinrich Mann, wie sie sich zum Teil in Nebensätzen oder zwischen den Zeilen artikuliert, so ergibt sich folgendes Bild: Für Mann zählt Fontane zur neueren, modernen Literatur. Trotz des Alters von 70 Jahren gehöre er zu den „jungen Decadents“; er schildere die „Seelenzustände“, wie es für die moderne Literatur charakteristisch sei, und verstehe es, delikate gesellschaftliche Verhältnisse äußerst feinfühlig zu gestalten (*L'Adultera, Irrungen Wirrungen*). Heinrich Mann erkennt, daß die Figuren bei Fontane durch innere und äußere Umstände determiniert sind und nicht anders handeln können, als sie handeln. Fontane enthalte sich der tendenziösen Parteinahme und reproduziere die Welt so, wie sie sei. Für seine Darstellungsweise sei es bezeichnend, daß seine Erzählungen zum Zuständlichen neigen und nur eine geringfügige Handlung besäßen. Auch ist Mann besonders von der Art der „Naturschilderung“ bei Fontane beeindruckt.

Schon der junge Heinrich Mann verkündet 1890 euphorisch und prophetisch, daß der Name Fontanes „fortleben wird, wenn die Namen der jetzigen Politiker längst erbarmungslos vergessen sind...“<sup>13</sup>.

In diesem Punkt, der Verehrung Theodor Fontanes und seiner Kunst, sind sich die Brüder Heinrich und Thomas einig. Fast mehr noch als für Heinrich stellt Fontane für Thomas Mann eine literarische Vaterfigur dar, an der er zeitlebens festgehalten hat. 1910 zum Beispiel schreibt Thomas Mann: „Unendliche Liebe, unendliche Sympathie und Dankbarkeit, ein Gefühl tiefer Verwandtschaft [...], ein unmittelbares und instinktmäßiges Entzücken, eine unmittelbare Erheiterung, Erwärmung, Befriedigung bei jedem Vers, jeder Briefzeile, jedem Dialogsetzen von ihm, - das ist [...] mein Verhältnis zu Theodor Fontane.“<sup>14</sup> Wer Fontane als erster für sich entdeckte, Heinrich oder Thomas, ist schwer zu entscheiden, da über diesen frühen Zeitraum ihrer literarischen Entwicklung die Quellen schweigen. Denkbar ist, daß hier der ältere Bruder voranging und bereits 1888/89 Fontane kennenlernte (als 17-Jähriger also), während der (erst 13-jährige) Bruder etwas später in diesen Lektürespuren gefolgt sein dürfte.

Eben dieser siebzehnjährige Heinrich Mann skizziert eine Erzählung, die Entwurf bleibt, aber für unsere Fragestellung von großer Bedeutung ist, weil sie eine stark an Fontane erinnernde Erzählsituation entwickelt. Sie trägt noch keinen Titel und sei deshalb mit ihrem Eingangssatz identifiziert: „Habt Ihr die skandalöse Geschichte von der X. gehört?“<sup>15</sup> Um die Familientafel sind acht Familienmitglieder zu einem Mahl versammelt und unterhalten sich über den Fehltritt der Sängerin X., die, bildlich gesprochen, gleichsam auf dem Tisch liegt und moralisch seziert wird. In der Skizze Manns kommt es indes noch nicht zu ausgeführten Gesprächspartien, es werden vornehmlich die Einstellungen der Figuren charakterisiert und ansatzweise einige ihrer Äußerungen vermittelt. Daß es sich jedoch um ein Gespräch handelt, das den Kern der

Erzählung bilden soll, daran kann kein Zweifel bestehen. Da der Text nicht ohne weiteres nachzulesen ist, sei etwas ausführlicher auf die Charakterisierung der Figuren durch Mann eingegangen:

Da ist

1. eine Commerzienrätin, 37 Jahre alt, schön, sie spielt die Prüde und gibt sich - zumindest nach außen hin - sittenstreng;
2. der Commerzienrat, witzig; ansonsten tritt er wenig in Erscheinung, da er mit der „Zerlegung des Bratens“ beschäftigt ist;
3. die Schwester des Commerzienrates, 50 Jahre alt, gut „conserviert“; da sie zweimal geschieden ist, hat sie Erfahrung in der Angelegenheit, die hier verhandelt wird; sie huldigt dem „Pessimismus“ (Schopenhauerscher Prägung?);
4. ihre Schwägerin, zurückhaltend im Gespräch, da etwas beschränkt; allenfalls beteiligt sie sich mit nichtssagenden Redensarten und Gemeinplätzen;
5. ihre Tochter, jung, aber wohl nicht mehr ganz jung, eine sittsame, züchtige Jungfrau, deren Äußerungen aber nicht konform mit denen der übrigen Mitglieder der Gesprächsrunde sind;
6. die Mutter des Commerzienrates, sehr alt, sehr würdig, sehr fromm; sie kennt nicht nur das achte Gebot, sondern befolgt es auch; sie übt Widerstand gegen den Klatsch in der Gesellschaft und verteidigt die Schauspielerin;
7. der Bruder des Commerzienrates, alt, ein Junggeselle mit einer bewegten, nicht tadellosen Vergangenheit, aber mit einem guten Herzen; er lehnt den üblichen Klatsch und jegliche „Tartüfferie“ ab; auch er verteidigt die Schauspielerin;
8. der Sohn des Commerzienrates, jung, unbedeutend, zurückhaltend; er vertritt eine kritisch reflektierte Gegenposition zu den meisten Gesprächspartnern, beteiligt sich jedoch nicht am Gespräch. Ihm gilt offenbar Manns besonderes Interesse, wie die ausführliche Charakteristik zeigt; vielleicht können wir in ihm ein Konterfei des jungen Autors sehen.

Das sind Figurencharakterisierungen, die in ähnlicher Form auch von Fontane stammen könnten. Die Sozietät, die wir in dieser Darstellung vor uns haben, ist die sogenannte gehobene, feine Gesellschaft, die Bourgeoisie Berliner Prägung um 1890. Heinrich Mann bemüht sich, die Palette der Standpunkte und Perspektiven breit zu streuen. Sie reicht von bornierter, konservativer, alles verurteilender, heuchlerischer Sittenstrenge über die Position des Alles-Verstehen-Könnens bis hin zu krasser Opposition zum konservativen Standpunkt mit quasi gesellschaftsrevolutionärem Pathos. Neben der moralisch-politischen Skala der Wertungen bildet die religiöse sowie die allgemein geistige Zuordnung der Figuren eine andere Beurteilungsebene. Die Mutter des Commerzienrates vertritt das Alte, aber in einem guten, durch echte religiöse Überzeugung getragenen Sinn, der auch imstande ist, das Neue, Moderne zu verstehen und zu verzeihen. Die Schwägerin steht stellvertretend für den dumm-beschränkten Horizont eines standpunktlosen Mitläufertums, während der Sohn den oppositionellen Standpunkt zu den konservativen Kreisen vertritt, sich aber nicht artikulieren kann und unterdrückt wird. Derart sind die Figuren mit ihren Standpunkten abgestuft, teilweise aber auch diametral aufeinander bezogen.

Das Geschehen spielt in der 'kleinen' Gesellschaft der Familie, die stellvertretend für die Tendenzen und Strömungen der gesamten Gesellschaft der Wilhelminischen Ära steht.

Heinrich Mann macht durch die Charakteristik der Figuren deutlich, wie er die Gesellschaft eingeschätzt wissen will. Er geht auf Distanz zu ihr und kennzeichnet vorwiegend die konservative Richtung mit mehr oder weniger deutlichen Signalen als heuchlerisch, verlogen, sittenrichterlich anmaßend, aus der Sicht des Erzählers kritisch-ironisch, so zum Beispiel, wenn er die Kommerzienrätin die Prüde 'spielen' läßt, die Schwester des Kommerzienrates ironisch eine „würdige“ Dame tituliert oder von der „sittenreinen Tafelrunde“ spricht, nachdem zuvor die sittliche Integrität einzelner Figuren ins Zwielficht gerückt worden war.

Am Schluß wird der schweigsame, in sich gekehrte, aber kritische Sohn des Kommerzienrates als poetische Instanz entlarvt, der die Geschichte zu seiner „allgemeinen Erleichterung“ schriftlich fixiert, einer Erleichterung vom Druck und von der Bedrängnis einer als heuchlerisch empfundenen gesellschaftlichen Wirklichkeit.<sup>16</sup> Zugleich nimmt Heinrich Mann Gelegenheit zu einer sein Erzählverfahren charakterisierenden Äußerung, wenn er mit Blick auf das skizzierte epische Sujet von „verschiedenen Bilder[n]“ spricht, die „unversehens zu einem Ganzen, zu einer kleinen Geschichte“ zusammengefügt werden.

Was intentional von Mann hier gestaltet wird, ist eine skizzenhafte Gesellschaftsszene, eine Bilderfolge, überwiegend in der Form des Gesprächs durchgeführt. Die Handlung wird auf ein Minimum reduziert. Das Thema ist gegenwartsnah und aktuell und wird kritisch-ironisch beleuchtet; die typisierten Figuren dienen als Sprachrohre verschiedener gesellschaftlicher Standpunkte und Richtungen, die polyperspektivisch auf die Erörterung eines Gegenstandes bezogen sind.

Mit derartigen Erzählstrukturen - Gesellschaftsbildern - bewegt sich Heinrich Mann erstaunlich nahe an Erzählkonzepten, wie sie Theodor Fontane in seinen Gesellschaftsromanen der achtziger Jahre verwendet. Statt des Gesprächs im Familienkreis beim Diner könnte der Gegenstand in ähnlicher Weise bei einer Zusammenkunft im Gasthof oder auf einem Spaziergang, von verschiedenen Figurengruppen unternommen, gestaltet werden.

Wie wir aus brieflichen Äußerungen wissen, kannte Heinrich Mann Fontanes Roman *L'Adultera* und schätzte ihn. „Da ist [...] Fontane's 'L'Adultera', worin das denkbar gewagtste Problem mit der denkbar größten Feinheit bearbeitet ist.“<sup>17</sup> In diesem 1882 erschienenen Roman begegnet eine Passage, in der ebenfalls eine Gruppe unterschiedlicher Figuren beim Diner zusammenkommt und wo sich deren Mitglieder über verschiedene Gegenstände ihrer Gegenwart zwanglos plaudernd unterhalten. In dem vierten, vorbereitenden Kapitel „Der engere Zirkel“ werden diejenigen Figuren vorgestellt, gesellschaftlich eingeordnet und mit einem Porträt versehen, die der Leser noch nicht kennt. Dann folgt der 'Aufmarsch' der Diner-Gäste: vier Herren und vier Damen, die nach einem bestimmten Sitzplan im fünften Kapitel gruppiert werden:

*Alle hatten sich inzwischen placiert, und es ergab sich, daß Melanie, bei der von ihr getroffenen Anordnung, vom Herkömmlichen abgewichen war. Van der*

*Straaten saß zwischen Schwägerin und Frau, ihm gegenüber der Major, von Gabler und Elimar [den Künstlern, P.H.] flankiert, an den Schmalseiten aber Polizeirat Reiff und Legationsrat Duquede.*<sup>18</sup>

Das Achterensemble dieses bürgerlich-bourgeois Zirkels ist im Unterschied zu Heinrich Manns Tafelrunde über den Kreis der Familie hinaus um die engsten Freunde erweitert. Dadurch wird das folgende Gespräch perspektivenreicher und möglicherweise interessanter. Die einzelnen Figuren gehören verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen an, deren Standpunkte sie im Gespräch zur Geltung bringen: Wirtschaft, Militär, Staat, Kunst (dazu die Frauen, die in der Regel gesellschaftlich als Anhängsel ihrer männlichen Partner agieren). Zunächst im Plauderton, dann mit steigenden Spannungen, die bis zu starken Mißtönen führen, wird über eine ganze Palette von Gegenständen parliert: Kriegsgefahr, Bismarck, Kunst (Wagner) usw. Zwischen den Repliken der Figuren werden zusammenfassende und wertende Partien des Erzählers eingefügt, der auch deutliche Ironie-Signale setzt, die jedoch meist den redenden Personen in den Mund gelegt werden. Das ganze Gespräch weist bestimmte Strukturen auf, die genau nachzuzeichnen, hier aber zu weit führen würde. Nur soviel sei gesagt, daß nach einer Phase, in der die alte Heiterkeit anscheinend wieder hergestellt ist, im sechsten Kapitel („Auf dem Heimweg“) das für Fontane so bezeichnende Nachgespräch zwischen einigen Figuren folgt, in dem das Geschehen noch einmal reflektiert und resumiert wird. - Solche und ähnliche Gesprächsstrukturen sind für Fontanes Romane typisch. Sie begegnen in der Regel in allen seinen Gesellschaftsromanen bis hin zum *Stechlin*.

Man wird sagen können, daß zwischen Fontanes Erzählweise in *L'Adultera* und Manns frühen, tastenden Versuchen, ein Erzählkonzept zu entwickeln, gewisse Verwandtschaften in der Gestaltungsweise beider Autoren nicht zu leugnen sind. Über mögliche Qualitätsunterschiede der Texte beider Autoren ist hier nicht zu befinden, da Heinrich Manns Gesellschaftsszene nur skizzenhaft überliefert ist. Wichtig ist jedoch, daß man über Ähnlichkeiten von Einzelaspekten hinaus, die zufälliger Natur sein können<sup>19</sup>, das Verwandte im Grundsätzlichen ihrer Erzählprinzipien erkennt. Neben den Entsprechungen beider Texte ist aber tendenziell auch das Trennende deutlich. Die gesellschaftliche Vergrößerung des Gesprächskreises bei Fontane über die Familie hinaus garantiert einen größeren Perspektivenreichtum und eine andere Qualität des Gesprächs, und die Gegenstände der Konversation sind nicht der Sphäre 'kleinbürgerlichen' Klatsches, sondern der 'großen' Welt entnommen, sind weltläufig.

Zehn Jahre später, 1898, verfaßte und veröffentlichte Heinrich Mann in der Sammlung *Ein Verbrechen und andere Geschichten* die Erzählung *Doktor Biebers Versuchung*, „eine gesellschaftliche, genauer: sozialkritische Studie“<sup>20</sup>, die als Prototyp der Gesellschaftsnovelle Heinrich Manns der neunziger Jahre gelten kann und ein kleines novellistisches Meisterwerk des jungen Autors ist. Die Anschaulichkeit und Glaubwürdigkeit des geschilderten Sanatoriummilieus resultiert aus dem Umstand, daß Heinrich Mann selbst 1893 zwei Monate in Riva am Gardasee in einer Heilanstalt mit neuralgischen Beschwerden zubrachte und dabei hinlänglich Gelegenheit für Gesellschaftsstudien dieser

Art hatte. Manche autobiographische Einzelheit wird in *Doktor Biebers Versuchung* Eingang gefunden haben.

Diese Erzählung ist zudem eine Fundgrube an Motiven und Themen für die späteren Erzählungen und Romane von - Thomas Mann: die Sanatoriumsatmosphäre mit ihrer Gesellschaftsdarstellung, die Thematisierung des „Liebestodes“ aus Wagners *Tristan und Isolde*, die Darstellung des zeittypischen Okkultismus und Magnetismus, und die Gestalt des Doktor Bieber als vorwegnehmende Mischung aus Hofrat Behrends und Dr. Krokowski.

In verschiedenen typischen Grundsituationen entfaltet Heinrich Mann ein Gesellschaftsbild, eine „Bunte Gesellschaft“<sup>21</sup> seiner Zeit, wie es sich symptomatisch in der Sanatoriumsgesellschaft spiegelt: im Salon, bei Tisch, im Gasthof. Derartige Örtlichkeiten sind uns auch aus den Gesellschaftsromanen Fontanes vertraut. Die in dem Entwurf „Habt Ihr die Geschichte von der X. gehört“ nur skizzierte Gesprächssituation während eines Dinners, ist in dieser späteren Erzählung nun ausgeführt. Dabei legt Mann wiederum Wert auf die Tischordnung, die in dieser Erzählung deutlicher nachzuvollziehen ist als in dem frühen Entwurf. Daß er dabei die malade Gesellschaft einer „Kuranstalt für leichtere Nervenkrankheiten“ (470)<sup>22</sup> zeigt, läßt Rückschlüsse auf den entsprechenden Zustand der Gesellschaft seiner Zeit zu. Die erzählte Zeit dieser Novelle umfaßt nur wenige Stunden: vom späten Nachmittag bis zum Abend des ersten Tages und ungefähr eine Stunde des folgenden Morgens. Es wird nicht in die Länge, sondern in die Breite erzählt.<sup>23</sup> Einzelne Gesellschaftsbilder werden aneinandergereiht, in denen das Zuständliche dominiert, während die Handlung gegen Null tendiert. Erst im letzten Viertel der Erzählung kommt mit der Fahrt auf dem Tandem eine Handlung und ein Hauch von Spannung in das Geschehen, kulminierend in dem Unglücksfall, dem Sturz der Radfahrenden, der von Mann ironisierend behandelt wird, um daran erneut die Reaktionen der Gesellschaft zu zeigen.

Gesellschaftsstudien im Sinne Zolas, des Naturalismus und Theodor Fontanes betreibt Heinrich Mann, indem er die Reaktionen der Mitglieder der Gesellschaft im Gespräch veranschaulicht. Die Gesprächsform, nicht die Handlung, ist das entscheidende Strukturelement der Gesellschaftsnovelle Heinrich Manns. Im Gespräch werden die Gegenstände der Erzählung entfaltet, die Figuren zeigen ihre Wesenszüge und Absichten durch die Art und Weise des Austauschs von Argumenten und Meinungen. Diskussion von Standpunkten, aber auch Steigerung des Dialogs bis zu einem Höhepunkt, an dem der offene Konflikt nicht mehr zu vermeiden ist - das sind einige Kennzeichen der Gesprächsstruktur unserer Erzählung. Mit der gleitenden Perspektive als der typischen Darstellungsweise wandert der Erzähler von einer Figur zur anderen und ruft deren Ansichten über den Gesprächsgegenstand ab. Derart entsteht der für die Gesellschaftsnovelle charakteristische Polyperspektivismus. Wem die Erzählstrukturen der Gesellschaftsromane Fontanes gegenwärtig sind, dem wird bei diesen Ausführungen die Ähnlichkeit zwischen dem Erzählen Heinrich Manns und Theodor Fontanes ins Auge fallen.

Da Heinrich Manns Erzählung bislang in der Forschung noch nicht eindringlich interpretiert wurde, sei hier etwas ausführlicher auf einige Aspekte des Textes eingegangen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Erzählen bei-

der Autoren besser erkennen zu können. Jeweils im Zentrum einer Gesellschaftsszene - von -szene wird deshalb gesprochen, weil die betreffenden Erzählpassagen überwiegend im Dialog gehalten sind und damit eine gewisse Nähe zum dramatischen Stil erhalten - steht ein Objekt - Ereignis oder Person -, das von den Gesprächsteilnehmern von ihrem eigenen Standpunkt aus rezensiert wird. Dabei kommt es durchaus zu kontroversen Einstellungen, die vorübergehend zu Spannungen, ja zur Spaltung der Kommunikation der Gesellschaft führen können: das Experiment des Tischrückens, die Musik Wagners und die Radfahrt. Die besprochenen Gegenstände werden in der Erörterung hin und her gewendet, ohne daß ein bestimmtes Ergebnis angesteuert oder gar erzielt wird, ähnlich wie bei vielen 'Plaudereien' in Fontanes Romanen. Insgesamt aber steht jeweils Doktor Bieber, der Sanatoriumsarzt, thematisch und erzähltechnisch im Brennpunkt des Interesses der Gedanken und Meinungsäußerungen der Sanatoriumsbewohner.

Doktor Bieber ist der bewunderte (Mode-)Arzt, der Magier, Abgott, vor allem der Damen, und der Scharlatan dieses Kreises - eine frühe Ausformung des Typus des Komödianten bei Heinrich Mann. Er bildet gleichsam den Katalysator, der die Äußerungen der Gesellschaftsmitglieder hervorruft und auf diese Weise die Gesellschaftsdiagnose in Gang setzt. Er ist von Mann geschickt als zwielichtige, schillernde Gestalt konzipiert, so daß er unterschiedliche, ja gegensätzliche Bewertungen zwangsläufig provoziert. Über seine Arztrolle hinaus, die nur am Rande in Erscheinung tritt, ist er der Entertainer dieses Kreises und Favorit der Damen, Charmeur ebenso wie Spieler und Arrangeur nicht ganz durchsichtiger Begebenheiten. Vor allem aber ist er eine zeittypische Gestalt, an der verschiedene pseudophilosophische und kulturelle Strömungen der zeitgeschichtlichen Wirklichkeit veranschaulicht werden.

Die Reaktionen auf sein Verhalten sind ebenso an der Szene mit dem Tischrücken abzulesen wie an der Episode der Darbietung des „Liebestodes“ aus Wagners *Tristan und Isolde*, auf welche hier exemplarisch eingegangen werden soll. Nach dem Abenddiner läßt sich Doktor Bieber - „schlank aufgerichtet in seinem engen blauen Gehrock, wand [er] sich liebenswürdig und geschickt zwischen den Tischen und Sesseln hindurch [...]“ (480) - neben anderen freundlichen Handreichungen und Gesten auch dazu herab, auf dem Klavier zu spielen. In die bereits feierlich-erwartungsvolle, fast kultische Stille hinein phantasiert er zunächst über einige Motive, bis er, als Einführung gleichsam, das „Matrosenlied“ aus *Tristan* anschlägt. Die Zuhörer decouvrieren sich durch ihre emotionalen, psychischen Reaktionen als Anhänger des Wagner-Kultes des ausgehenden 19. Jahrhunderts als ein kulturelles Zeitphänomen („[...] die Damen lasen einander diese Namen lautlos von den Lippen ab“, 481). Die nervöse Spannung erhöhend, flüstert Bieber, „ohne sein Spiel zu unterbrechen“, „in den Kreis der Zuhörerinnen hinein: 'Der Liebestod'“. (481) Wenige Worte verwendet Heinrich Mann auf die Schilderung des Spieles, um so mehr dagegen auf die Beschreibung der Wirkung. Die herrschende „tiefe Stille“ (481) füllt der Erzähler mit erneuten, Bieber charakterisierenden Worten, wie er das schon wiederholt bei anderen Gelegenheiten praktiziert hat. Die folgenden Äußerungen reichen von unterdrücktem Protest (Sagemüller) über höchste Bewunderung (bei den Damen Stirling und Wachtel) bis zu beginnenden nervösen

Angstzuständen (Frau Stirling), wobei die Wirkung der Musik Wagners und der „kurze Blick“ des Doktors sich in ihrer Wirkung ergänzen (482). „In dem ganzen Damenkreise raschelte nicht eine Kleiderfalte. Alte und Junge blickten atemlos auf den Arzt. Mehrere hielten die Hände so, als ob eine Gebärde der Anbetung oder der Beschwörung auf halbem Wege erstarrt sei, und Fräulein Rothe saß mit einem blöden Lächeln da.“ (482 f.) Was zunächst Verstummen vor der Musik Wagners war, das verwandelt sich nun - pervertierend - in die Anbetung des 'Künstlers' Bieber. - Es wäre zweifellos reizvoll, an diesem Punkt einen vergleichenden Exkurs mit der Wagner-Thematik in Thomas Manns Novelle *Tristan* einzufügen, indes muß ich aus Gründen des Themas dieses Beitrages der Verlockung widerstehen.

Der Kreis der Herren ist gegenüber solch massiver gefühlsmäßiger Manipulationen eher skeptisch eingestellt. Der Sanatoriumsgast mit dem dissonanten Namen Sägemüller ist der offene Gegenspieler des Doktor Bieber, dem dessen Künste suspekt sind und der sie bloßstellen will. Auf die Vergötzung Biebers durch die Damen repliziert er mit einem ironisch-desillusionierenden „Mir scheint, er verschwindet hinter einer Weihrauchwolke“ (483), was Stirling mit einem herzhaften Gelächter kommentiert.

Mit der Begründung von Sägemüllers Aufenthalt im Sanatorium blendet Heinrich Mann ein weiteres Element der als problematisch erfahrenen Zeitwirklichkeit des Menschen der neunziger Jahre ein: Das Erlebnis der Großstadt, die Entwicklung der Technik mit allen ihren Folgeerscheinungen machen den modernen Menschen krank, machen ihm das Leben zur Qual. Deshalb ist für den seelisch-zivilisationsgeschädigten Sägemüller das Sanatorium der Fluchtort vor der ihn bedrängenden technisierten Wirklichkeit. (479) - Nicht nur an der angeführten Stelle, sondern überall in der Erzählung tritt Sägemüller als Störenfried der Sanatoriumsatmosphäre, als *advocatus diaboli*, auf. Er ist als Kontrahent Biebers konzipiert, der diesen mit seinen fragwürdigen Machenschaften blamieren und zu Fall bringen will. Sägemüller ist auch derjenige, der die Radtour inszeniert, an deren Ende die Bloßstellung Biebers steht. Mit Sägemüllers Verhalten und Handeln schlägt die Gesellschaftsdarstellung um in Satire. Er greift Biebers, des Apologeten des Willens, makabre, leise „Schauer“ (484) erregende Theorie an von dem „absolut reinen Willen“, der „jedem großen Kunstwerk zugrunde liegt“ und nur für kurze Augenblicke „unser Fleisch durchleuchte[t]“ (ebd.) und stellt ihm die Falle, in die dieser hineinläuft. Nach dem „Todesritt“ (493) auf dem Fahrrad ist der zum Wunderdoktor stilisierte Arzt, der mit seinem Willen glaubt Steine versetzen zu können, ein bemitleidenswerter, hilfloser Mensch, der auf einem Schubkarren anstatt eines standesgemäßen Wagens ins Sanatorium zurücktransportiert werden muß. Der schmäbliche Rücktransport des Doktor Bieber nach dem Debakel - „ein grimmes Satyrspiel“<sup>24</sup> - formiert sich gleichsam als Trauerzug, wobei die 'Trauernden' (500) teils von Schadenfreude, teils vom Mitleid bestimmt sind. Denn das Verhalten der Figuren in der Erzählung wird durch die Satire nicht verändert, sie richtet sich allein auf das Bewußtsein der Leser. Der Sturz Biebers ist zugleich auch der Sturz und die Kapitulation suspekter Strömungen der zeitgenössischen Wirklichkeit, die satirisch hingerichtet werden: des fragwürdigen Okkultismusglaubens, der seichten und veräußerlichten Rezeption

der Willensphilosophie Schopenhauers um die Jahrhundertwende, des Wagnerkultes, der nervösen Empfindsamkeit der Zeitgenossen und manches mehr. Der letzte Satz Biebers lautet: „War es [das Unglück] denn zu vermeiden? Man hat doch seine Rolle.“ Diese Bemerkung gibt Auskunft über das Selbstverständnis des Menschen in Manns Erzählung und leitet unsere Ausführungen wieder zurück zu dem Verhältnis von Heinrich Manns zu Fontanes Kunst. Die Rolle, die Bieber in der Sanatoriumsgesellschaft spielt, ist nicht seine Wahl, nicht seine freie Entscheidung. Sie wird ihm vielmehr von der Gesellschaft aufgezwungen, und er muß sie spielen bis zum Ende, diktiert zunächst von der Gesellschaft seines Wirkungskreises im Sanatorium, sodann im weiteren Sinne von den gesellschaftlichen, geschichtlichen, politischen und kulturellen Kräften insgesamt, in deren Wirkungsfeld der Mensch lebt. So wie bei Fontane die Figuren in ihrem Sein von der Gesellschaft determiniert erscheinen, so ist auch Biebers Sein und Verhalten die Folge gesellschaftlicher Determination. Gemäß einer Perspektiventchnik, wie sie schon Fontane perfekt anwandte, wird er nur durch die Außensicht anderer Figuren konturiert, und aus den verschiedenen Einschätzungen seiner Person durch die übrigen Figuren der Erzählung setzt sich der Leser sein Bild mosaikartig zusammen. Das gilt auch für die Figurenkonzeption der anderen Personen und selbst dort, wo der Erzähler berichtend und bewertend eingreift, dominiert die Außenperspektive. Gemeint sind hier in erster Linie jene Teile des Textes, an denen der Erzähler neue Figuren durch ein Kurzporträt einführt - eine Erzähltechnik also, die wir in ähnlicher Form bei Fontane antreffen, vornehmlich in seinen ersten Romanen *Vor dem Sturm* und *L'Adultera*. - Einzig bei Sägemüller beobachten wir in den Schlußpartien der Erzählung reflektierende Passagen, die teilweise sein Innenleben offenbaren. So nahe Heinrich Mann mit den Prinzipien der Figurenkonzeption und der Relation der Figuren zur Gesellschaft dem Figurenentwurf Fontanes steht, so weit entfernt er sich durch die den Figuren eingeschriebenen thematischen Aspekte und deren satirischer Brechung von Fontane.

Welche Sicht auf die Gesellschaft vermittelt der Erzähler und damit Heinrich Mann dem Leser? Der Hinweis auf die satirische Darstellung bestimmter Aspekte weist die Richtung. Die Einstellung des Erzählers der erzählten Welt gegenüber ist distanziert, ja ironisch. Die Sanatoriumsgesellschaft wird kritisch-abwertend beurteilt und lächerlich gemacht. Der Erzähler mokiert sich mehr oder weniger deutlich über die Damenwelt, die sich in diesem besonderen Bereich der Gesellschaft trifft, der Damen, deren 'Krankheit' eher das Leiden an der Langeweile, am ennuye der Fin-de-siecle-Stimmung am Jahrhundertende, und weniger ein physisch-psychisches Krankheitssymptom ist. An der nervös-gereizten Stimmung hat teilweise auch Sägemüller teil, den Mann als kritische Sonde in diese Gesellschaft einführt.

Vor und zwischen dem skizzierten Novellenentwurf von 1888 und der Erzählung *Doktor Biebers Versuchung* vom 1898 sind verschiedene andere Erzähltexte Manns anzutreffen, die die Kennzeichen des an den beiden Texten aufgezeigten Erzählkonzeptes ebenfalls mehr oder weniger deutlich aufweisen: *Eine alte Jungfer* als frühes Dokument<sup>25</sup> zeigt teilweise schon die Strukturen der Gesellschaftsszene; in anderer Weise treffen wir Heinrich Manns Versuche sozialer Erzählkunst in *Eine Erinnerung* (1894), *Ist sie's* (1894)<sup>26</sup> und *Eine wohlthätige Frau*

(1896) an. An dieser Stelle sei ergänzend kurz auf *Eine Erinnerung* eingegangen. Obwohl *Eine Erinnerung* typologisch der Erinnerungsnovelle<sup>27</sup> zuzuordnen ist, beobachten wir hier Erzählstrukturen, die ebenfalls als typisch für die Gesellschaftsnovelle reklamiert werden können. Der Gegenstand der Erzählung ist bis zu einem gewissen Grade in der zeitgenössischen Gesellschaft aktuell und öffentlich; die 'Gesellschaft' verbreitet Gerüchte hinter vorgehaltener Hand über das Verhältnis Herrn v. Dillstedts zu Gabriele. Der Zuhörerkreis von v. Dillstedts Erzählung verkörpert die Gesellschaft im kleinen, und Dillstedt erzählt seine Geschichte vornehmlich, um sich v o r der Gesellschaft zu rechtfertigen und in einem bestimmten Licht dazustehen. Das gesellschaftliche Moment der Erzählkunst Manns wird demnach darin sichtbar, daß v o n der Gesellschaft v o r der Gesellschaft und im Hinblick a u f die Gesellschaft erzählt.

Alfred Kantorowicz teilt in seiner zweibändigen Ausgabe von 1953 die Novellen Manns vorwiegend nach stofflichen Kriterien ein: Italienische Novellen, Historische Novellen, Kunst und Leben usw. Unter „Gesellschaftskritischen Novellen“ versteht er besonders die späteren, ab 1924 publizierten Novellen Manns.<sup>28</sup> Die frühen Erzählungen bleiben dabei außer Betracht. Uns geht es darum, unter historischem Aspekt die Anfänge der Gesellschaftsnovelle bei Heinrich Mann aufzusuchen, ihre möglichen Vorgänger in der literarischen Tradition namhaft zu machen und die frühen Erzählungen in den Kontext der deutschen Literaturgeschichte einzubetten. Eine weitere Aufgabe wäre es, die Entwicklungslinie auszuziehen von den frühen Novellen Manns zu den späteren gesellschaftskritischen Erzählungen und Romanen.

Was ist konstitutiv für die „Gesellschaftsnovelle“, wie sie hier bei Heinrich Mann zu analysieren versucht wurde, und wo sind mögliche Einflüsse Fontanes greifbar? Der junge Heinrich Mann hat mit verschiedenen novellistischen Erzählkonzepten, die teils in der Tradition vor ihm existent waren, teils von ihm selbst konzipiert wurden, experimentiert. Ein Typus ist die von mir so genannte *Gesellschaftsnovelle*. Der Terminus verweist zunächst auf einen stofflichen Befund: Gegenstand des Erzählens ist die Gesellschaft und zwar die zeitgenössische. Darüber hinaus wird der Begriff auch formtypologisch verwendet. Er bezeichnet dann Gestaltungsformen, wie sie im einzelnen nachgewiesen wurden: die dialogisierte Gesellschaftsszene (Gespräch als Meinungs austausch, Diskussion oder Streitgespräch) mit einer ausgeprägten Perspektiventeknik, eine bestimmte Figurengestaltung (die Figuren denken und handeln gesellschaftsbezogen; ihr gesellschaftliches Sein tritt vorrangig in Erscheinung), die Bevorzugung bestimmter Gesprächsanlässe (beim Diner, im Salon, im Gasthof etc.) und die Tendenz zum Erzählen in die Breite bei kurzer erzählter Zeit unter weitgehendem Verzicht auf eine spannende Handlung. Die Einstellung zu der Gesellschaft, wie sie Heinrich Mann schildert, ist kritisch-satirisch (mit den Mitteln der Übertreibung und Verzerrung), nicht realistisch-dokumentierend.<sup>29</sup>

Heinrich Mann war nicht der erste in der deutschen Literatur, der Gesellschaftsnovellen schrieb. Die Gesellschaftsnovelle gilt allgemein als eine Erfindung der Vertreter des Jungen Deutschland und seiner Nachfolger. Gutzkow, Mundt, Kühne und Laube sind hier in erster Linie zu nennen. Es ist freilich

nicht zu übersehen, daß die jungdeutsche Gesellschaftsnovelle von anderer Beschaffenheit und Intention war, als diejenige Heinrich Manns. Obwohl Heinrich Mann einige der jungdeutschen Autoren flüchtig kannte<sup>30</sup>, wird man dennoch folgern dürfen, daß er die entsprechenden Anregungen für die Konzeption seiner Gesellschaftsnovellen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus dem Kreis der Jungdeutschen, sondern von Theodor Fontane empfangen haben wird.

Faktisch lassen sich mehrere Verbindungslinien zwischen Manns frühen Novellen und dem epischen Werk Fontanes ziehen. Nun hat aber Fontane nicht Gesellschaftsnovellen in der Art Heinrich Manns verfaßt, sondern Romane bzw. längere Erzählungen. Man wird deshalb nicht unbedingt das eine Werk Fontanes mit einer bestimmten Erzählung Manns vergleichen können, vielmehr sind die Affinitäten und Verwandtschaften zwischen dem Werk beider Dichter in den Erzählprinzipien und Grundstrukturen ihrer Prosa zu erkennen. Die Forschung hat hinlänglich bestimmte Kennzeichen der Romankunst Fontanes herausgearbeitet, so daß hier auf weitläufige Interpretationen und Nachweise verzichtet werden kann: Die Bedeutung des Gesprächs mit der Perspektiventchnik, die Form der Figurengestaltung, die Schwächung der Handlung zugunsten der Ausführlichkeit der Gesellschaftsbilder usw. Sie alle finden ihre Entsprechungen in den Gesellschaftsnovellen Heinrich Manns, was sicher kein Zufall ist. - Als kompositorische Einzelheit sei noch auf das auch bei Mann begegnende *Nachgespräch* hingewiesen: Nachdem von Dillstedt in „Eine Erinnerung“ die Geschichte seiner Beziehung zu Gabriele erzählt hat, unterhält er sich anschließend unter vier Augen mit dem Ich-Erzähler über einige Einzelheiten und trägt den Schluß der Ereignisse nach (108 ff.). Bei Fontane freilich dient das Nachgespräch weniger der Fortsetzung des vorherigen Geschehens als vielmehr der Reflexion und Meinungskundgabe über die zuvor geschilderten Begebenheiten und Personen.

Ebenso wichtig, wie das Verbindende zwischen Mann und Fontane zu sehen, ist es aber auch, das Unterscheidende, Trennende und das, was bei Mann über Fontane hinausführt, zu kennzeichnen. Heinrich Mann hat selbst bemerkt, daß Fontanes Erzählkunst intendiert, die Dinge in ihrem Sosein in der Wirklichkeit festzuhalten und wiederzugeben. „Er konstatiert nur: So ist es, und wie die Sachen liegen, muß es so sein.“<sup>31</sup> Was Mann an Fontane vermißt, ist offenbar ein Positives, das über das Triste der Alltagswirklichkeit hinausweist. So richtig im einzelnen diese Einschätzung Manns sein mag, trifft sie Fontanes Erzählintention nur zum Teil. Denn Fontane war ganz gewiß kein platter 'Realist' im Sinne einer vordergründigen Wirklichkeitsabbildung. Er war vielmehr darum bemüht, die Wirklichkeit zu verwandeln, sie unter einer bestimmten Perspektive zu sehen, sie zu *verklären*.<sup>32</sup> Anstelle der Verklärung der Wirklichkeit bei Fontane praktiziert Heinrich Mann verstärkt und vordergründiger als Fontane Gesellschaftskritik, die, wie wir gesehen haben, zur Satire ausgeweitet wird. Gesellschaftskritische Akzente beobachten wir besonders auch im Spätwerk Fontanes, doch wird diese nur begrenzt zur Satire gesteigert, während wir bei Mann gerade darin ein zentrales Gestaltungsprinzip erblicken. In diesem Punkt geht Mann über das Erzählkonzept Fontanes einen wichtigen Schritt hinaus. Überblickt man sein weiteres literarisches Werk, so zeigt sich,

daß hier Ansätze liegen, die Heinrich Mann in den späteren Werken fortsetzt und ausbaut. Zukunftsweisende Bedeutung für seine späteren Novellen besitzt auch die schon frühzeitig an Fontane geschulte Kunst der Gesprächsgestaltung, denn das Gespräch als Darstellungsmittel wird bis zu den Werken der letzten Phase wichtig bleiben. Im Unterschied zu dem leichten Plauderton der Gespräche in den Fontaneschen Romanen, in denen schroffe Auseinandersetzungen vermieden und momentane Verstimmungen immer wieder harmonisierend zu glätten versucht wird, nimmt das Gespräch bei Mann durchaus die Form des Streitgesprächs an, in welchem die Gegensätze der Sprecher zur Austragung kommen und Spannungen und Spaltungen in der Gesellschaft in Kauf genommen werden.

Das Thema 'Heinrich Mann und Theodor Fontane' ist mit diesen Ausführungen keineswegs erschöpft. So, wie sich der alte Heinrich Mann unverändert positiv zu Theodor Fontane bekannt hat, so wäre es durchaus sinnvoll, auch das Verhältnis der späteren Romane und ihrer Erzähltechnik zum Werk Fontanes zu untersuchen. Zu denken wäre hier etwa an den Roman „Der Atem“, zu dessen Verhältnis zu Fontane Klaus Schröter einige Hinweise gegeben hat.<sup>33</sup>

#### Anmerkungen:

- 1 Tatjana Awagjan: Der Einfluß Theodor Fontanes auf das Schaffen Heinrich Manns. Die Romane „Frau Jenny Treibel“ und „Im Schlaraffenland“. (Zum Problem der vergleichenden Analyse), in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Halle 34, 1985 G, Heft 5, S. 98-109; S. 98. Ohne Belang für unsere Untersuchung ist die ältere Arbeit von Joachim Seyppel: Viertausend Schritte. Hommage à Heinrich Mann. Versuch über sein Verhältnis zu Fontane, in: Sinn und Form 23, 1971, S. 782-788; die Studie von Klaus Schröter („Der Atem“. Anmerkungen zu Heinrich Manns letztem Roman, in: Klaus Schröter (Hg.): Grüße, Hans Wolffheim zum sechzigsten Geburtstag. Frankfurt 1965, S. 133-144) stellt einige Parallelen zwischen Manns „Der Atem“ und Fontanes „Cécile“ her (S. 142 f.). - In seiner Arbeit „Zu Heinrich Manns „Untertan“. In: Schröter, Klaus: Heinrich Mann. „Untertan“ - „Zeitalter“ - Wirkung. Drei Aufsätze. Stuttgart 1971, S. 9-38, macht Schröter einige knappe Ausführungen über entsprechende Motive und Details in den Romanen Fontanes und dem „Untertan“ (S. 37f.). - Im Überblick berichtet Volker Ebersbach (Heinrich Mann. Leben - Werk - Wirkung. Leipzig 1982) über das Verhältnis Heinrich Manns zu Fontane (S. 42-44).
- 2 Bedenklich ist, daß sie den aufschlußreichen Briefwechsel Manns mit Ludwig Ewers (Heinrich Mann. Briefe an Ludwig Ewers 1889-1913. Berlin und Weimar 1980; zit.: Ewers) nicht zur Kenntnis nimmt, eines der wichtigsten Dokumente über die geistige und literarische Entwicklung des jungen Heinrich Mann.
- 3 Awagjan, a.a.O. (Anm. 1), S. 109. Die Arbeit weist aber auch eine Anzahl von Fehleinschätzungen auf. So wird wiederholt von dem Satiriker Theodor Fontane gesprochen, ein Urteil, das in dieser Allgemeinheit nicht zutrifft und genauer auf „Frau Jenny Treibel“ eingeschränkt werden müßte. Daß eine gespannte Beziehung zum Naturalismus beider Dichter bestehe, gilt in dieser undifferenzierten Verallgemeinerung gewiß nicht für Fontane sowie man auch nicht von der Orientierung Fontanes an der Komödie sprechen kann. Zumindest terminologisch ist es problematisch, von dem „vernichtenden Humor“ bei Fontane zu sprechen.

- 4 Heinrich Mann. Briefe an Karl Lemke und Klaus Pinkus. Hg. v. der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, o. J., S. 47 (zit.: Lemke).
- 5 Ebd., S. 175 f.
- 6 Ebd., S. 175.
- 7 Ebd., S. 176.
- 8 Romane: „Cécile“ (1928), „Effi Briest“ (1934), „Irrungen Wirungen“ (1914), „Frau Jenny Treibel“ (1914), „L'Adultera“ (1914), „Mathilde Möhring“ (o. J., nach 1907), „Schach von Wuthenow“ (nach 1945), „Der Stechlin“ (1928); vgl. hierzu auch die summarische, einzelne Titel nur in Ausnahmefällen nennende Arbeit von Volker Riedel: Die Bibliothek Heinrich Manns, in: Marginalien, Heft 63. Berlin 1976, S. 1-13.
- 9 Ewers, S. 48.
- 10 Ebd., S. 208.
- 11 Ebd.
- 12 Ebd., S. 207.
- 13 Ebd., S. 63.
- 14 Th. Mann: [Über das Verhältnis zu Fontane], in: Thomas Mann: Leiden und Größe der Meister. Gesammelte Werke in Einzelbänden. Frankfurter Ausgabe. Hg. und mit Anmerkungen vers. v. Peter de Mendelssohn. Frankfurt 1982, S. 634 f. - Auf das Verhältnis Thomas Manns zu Fontane ausführlicher einzugehen, verbietet die Themenstellung dieser Studie; außerdem ist diese Beziehung in der Forschung schon mehrfach erörtert worden (vgl. Helmut Koopmann: Forschungsgeschichte, in: Helmut Koopmann (Hg.): Thomas-Mann-Handbuch. Stuttgart 1990, bes. S. 968; hier weitere Literaturhinweise).
- 15 Unveröffentlicht, Winter 1888; Mskr. im Besitz des Heinrich-Mann-Archivs Berlin, dort in dem Konvolut „Erste poetische und novellistische Versuche 1885/6 bis Anfang 1891“. Der Entwurf umfaßt ca. 3 3/4 Seiten und weist eine Anzahl von Korrekturen auf. Den Hinweis auf diesen Text verdanke ich Peter-Paul Schneiders Studie: „Millionengestank“. Die Auseinandersetzungen des jungen Heinrich Mann mit Lübeck als Lebensform, in: Heinrich Mann-Jahrbuch 9, 1991, S. 167 f.
- 16 Vgl. auch den Schluß von Heinrich Manns Erzählung „Eine Erinnerung“.
- 17 26. 2. 1890; Ewers, S. 58.
- 18 Theodor Fontane. Romane und Erzählungen in acht Bänden, hg. v. Peter Goldammer u.a., Band 3, Berlin 1973<sup>2</sup>, S. 131.
- 19 So etwa, daß es sich in beiden Fällen um einen Kreis von acht Personen handelt, die dem (gehobenen) Bürgertum und (niedерem) Adel zuzuordnen sind.
- 20 Gerhard Loose, Der junge Heinrich Mann. Frankfurt/M 1979, S. 174.
- 21 So der Titel einer Novelle von Heinrich Mann.
- 22 Zitierte Ausgabe: Heinrich Mann. Novellen. Erster Band. Hg. v. der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik (Bandbearbeiter: Volker Riedel). Berlin und Weimar 1978. (Der Seitennachweis wird den Zitaten unmittelbar nachgestellt.)

23 Die Struktur der Erzählung ist bestimmt von dem Wechsel langer Gesprächsszenen mit kürzeren, durch den Erzähler vermittelten Partien. Die erste Gesellschaftsszene erstreckt sich vom Beginn des Textes bis S. 468 und umfaßt auch ein 'Nachgespräch', das aber bei Mann an dieser Stelle die Form einer Reflexion durch eine Figur erhält. - Nach einer zeitlich nicht näher gekennzeichneten Pause beginnt die zweite Gesellschaftsszene, eingeleitet durch vom Erzähler gegebene Figurenporträts (468 f.) à la Fontane und der Zusammenfassung von Gesprächspartien (468-474). Der folgende Hauptteil des Gesellschaftsbildes besteht wiederum aus einem langen Gespräch, zum Teil im Plauderton, über verschiedene Gegenstände und schließt mit der Planung der Fahrradfahrt am nächsten Vormittag (474-493) ab. Wie schon nach der ersten Gesellschaftsszene folgt zur äußeren Markierung des Zeitsprungs im Text eine gliedernde Leerzeile. - Die dritte Gesellschaftsszene am nächsten Morgen bringt die „Forschungsreise in die Geisterwelt“ (494) auf dem Tandem mit Anteilen von Erzählerbericht und (dominierenden) Gesprächspartien, in denen z. B. das Geschehen aus der Perspektive verschiedener Figuren (als Beobachter) kommentiert wird (494 ff.) Beim „Hereinbrechen der Katastrophe“ (497) verstummt das Gespräch vorübergehend.

24 Ebd., S. 178.

25 Die Erzählung entstand bereits 1885.

26 Auch diese Erzählung tendiert strukturtypisch zur Erinnerungsnovelle (vgl. Anm. 27); als Einzelheit ist zu erwähnen, daß Jeannes Porträt eine gewisse Ähnlichkeit mit Fontanes Cécile besitzt.

27 Vgl. Peter Hasubek: Auf der Suche nach der Vergangenheit. Zur Erinnerungsstruktur von Heinrich Manns frühen Erzählungen. Heinrich Mann und Theodor Storm, in: Heinrich Mann-Jahrbuch 10, 1992, S. 1-27.

28 Vgl. Heinrich Mann. Novellen. Zweiter Band. Berlin 1953; im Nachwort des Herausgebers S. 404 ff. (Suturp, Eine Liebesgeschichte, Die Verräter, Kobes, Sterny, Der Gläubiger).

29 Vergleicht man die Gesellschaftsnovelle des jungen Heinrich Mann mit jenem anderen von ihm in der Frühphase bevorzugten Erzählkonzept, der Erinnerungsnovelle, so haben wir es in der Gesellschaftsnovelle vorwiegend mit einem Er-Erzähler zu tun, während in der Erinnerungsnovelle meist der Ich-Erzähler (manchmal in doppelter Gestalt) dominiert. Die durch den Ich-Erzähler gegebene Tendenz zur reflektierenden Auseinandersetzung mit dem Gegenstand und damit der Innenperspektive des Ich ist in der Gesellschaftsnovelle ersetzt durch den Polyperspektivismus und die Außen-sicht.

30 Vgl. das Register der Ausgabe der „Briefe an Ludwig Ewers“.

31 Ewers, S. 208.

32 Vgl. auch Hugo Aust: Theodor Fontane: „Verklärung“. Eine Untersuchung zum Ideengehalt seiner Werke. Bonn 1974, bes. S. 4-24 (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur, hg. v. B. v. Wiese, Band 26).

33 Vgl. o. Anm. 1.

**Nietzsche-Kult - Antisemitismus - und eine späte Rezension des Romans „Vor dem Sturm“. Zu Fontanes Briefen an Friedrich Paulsen**

**1. Friedrich Paulsen (1846-1908), Philosoph und Pädagoge**

Nur anderthalb Jahre lang, am Ende seines Lebens, hat Theodor Fontane mit dem Berliner Professor Friedrich Paulsen korrespondiert. Den ersten Brief (von vierzehn, die überliefert sind) schrieb er am 14. März 1897, den letzten am 17. September des folgenden Jahres, drei Tage vor seinem Tod. Die Korrespondenz behandelt sehr unterschiedliche, doch für Fontanes Denken zum Teil wesentliche Themen. Da die Gegenbriefe verschollen sind, wird mitunter der Zusammenhang des Gedankenaustausches nicht ganz deutlich, und obgleich die meisten dieser Fontane-Briefe schon gedruckt vorlagen, bevor sie 1949 als bibliophiler Druck gesammelt erschienen<sup>1</sup>, lassen die Kommentare viele Fragen offen. Die Lücken können und sollen auch hier nicht geschlossen werden - das ist von Herausgebern künftiger Briefeditionen<sup>2</sup> zu leisten -, wohl aber möchte ich versuchen, zwei Briefstellen zu kommentieren und zu interpretieren, weil sie nach meiner Auffassung nicht allein für das Verständnis des alten Fontane von Bedeutung sind, sondern darüber hinaus auch für unser Verständnis der geistigen Situation des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Deutschland. Schließlich will ich bei dieser Gelegenheit die so gut wie unbekannt Besprechung eines Fontaneschen Werkes aus der Feder Paulsens vorstellen.

Seit wann Fontane den sechsundzwanzig Jahre jüngeren Paulsen kannte, ist auf Grund des derzeitigen Forschungsstandes nicht zu ermitteln. Der Name des Gelehrten kommt in Fontanes Briefen an Dritte, soweit sie bekannt sind, nur ein einziges Mal vor, nämlich in einem Schreiben, das er im Juni 1898 aus Dresden an seinen Sohn und Verleger Friedrich gerichtet hat und in dem er die Namen derer nennt, die sich über die Autobiographie „*Von Zwanzig bis Dreißig*“ geäußert hatten. Auch wissen wir nicht, ob es neben der Korrespondenz auch einen mündlichen Gedankenaustausch gegeben hat; wahrscheinlich ist dies indes nicht, denn Paulsen wohnte damals schon in Steglitz, an der Peripherie Berlins.

Friedrich Paulsen, geboren in einem Bauernhaus des nordfriesischen Dorfes Langenhorn<sup>3</sup>, stammt eigentlich aus einer Seefahrerfamilie auf der Hallig Oland, die 1825, nachdem eine verheerende Sturmflut ihr Haus zerstört hatte, auf das Festland übersiedeln und mit der Landwirtschaft ihren Lebensunterhalt bestreiten mußte. Auch Friedrich Paulsen sollte Bauer werden und einmal den väterlichen Hof übernehmen. Doch er, der bis zum Beginn seiner Gymnasialzeit hauptsächlich friesisch sprach, wollte studieren und setzte diesen Wunsch gegen den Widerstand seines Vaters durch. Von der Theologie wechselte er bald zur Philosophie über; die Stationen seines Studiums waren Berlin, Bonn, Heidelberg und Kiel. Neben philosophischen hörte er historische Vorlesungen und solche über klassische Philologie; aber auch Nationalökonomie, Kunstgeschichte, Ägyptologie, Rechts- und Staatswissenschaft sowie Physiolo-

gie, Anthropologie, Experimentalphysik und Chemie erregten sein Interesse. 1875 habilitierte er sich in Berlin mit dem „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie“. Paulsen hat sich stets als Kantianer verstanden, „wenn auch nicht [als] einen Kantianer von der orthodoxen Observanz“. 1898 veröffentlichte er dann in der Reihe „Klassiker der Philosophie“ den Band „Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre“, von dem sein Biograph Theodor Lorenz sagt, daß Paulsen dort „den lebendigen Kant aus dem erstickenden Dünenhügel, den die ‚Kantphilologie‘ über ihn ausgeschüttet hatte, herausgrub, indem er den Leser anleitete, persönlich zu den von ihm behandelten großen Problemen Stellung zu nehmen“. Theodor Fontane gehörte zu diesen Lesern, und er hat sich, wie aus seinem Brief an den Verfasser vom 1. Juni 1898 hervorgeht, nahezu verzweifelt damit abgemüht, die Kantsche Erkenntnistheorie zu verstehen, mußte jedoch am Ende bekennen, daß er damit „in der Hauptsache gescheitert“ sei. Dies hätte hier nicht erwähnt zu werden brauchen, wenn nicht die Tatsache, daß Fontane kein philosophischer Kopf war, für das Folgende wichtig wäre.

Seit 1875 Privatdozent in Berlin, hielt Paulsen zunächst Vorlesungen vor allem über Geschichte der Philosophie - aus ihnen ging u.a. eine weit verbreitete „Einleitung in die Philosophie“ hervor -, wandte sich aber wenige Jahre später der Pädagogik zu. 1878 wurde er außerordentlicher Professor; ein Ordinariat erhielt er erst 1894. Er machte sich nicht nur einen Namen als Historiker seines Fachs, sondern war auch maßgebend an der Entwicklung des preußischen Unterrichtswesens beteiligt. Seine „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten“ (1885) galt lange als Standardwerk. Als Bildungspolitiker trat Paulsen gegen das Gymnasialmonopol im höheren Unterrichtswesen auf und machte sich damit zahlreiche Gegner. Mit seiner Forderung nach Gleichstellung des Realgymnasiums und der Oberrealschule mit dem „klassischen“ Gymnasium hatte er schließlich Erfolg.

Auch als die Pädagogik schon lange sein eigentliches wissenschaftliches Betätigungsfeld war, hielt er daneben noch immer philosophische Vorlesungen, u.a. über Ethik und Rechtsphilosophie, aber auch solche über Psychologie und Anthropologie. Im Unterschied zu der Mehrzahl seiner akademischen Kollegen meldete er sich häufig auch in Zeitschriften und in der Tagespresse zu Wort, was ihm manche professorale Mißbilligung, auch Mißachtung, einbrachte. „Unter den schriftstellernden deutschen Kathederphilosophen“ sei er „wohl der gelesenste, meist aufgelegte, von der Öffentlichkeit am meisten beachtete“ gewesen, schrieb Samuel Saenger, der langjährige Redakteur der „Neuen Rundschau“, in einem Gedenkartikel, der im Oktober 1908 in dieser Zeitschrift erschienen ist. Kein Wunder also, daß dieser atypische deutsche Gelehrte ein Mann nach Fontanes Geschmack war.

## 2. Nietzsche-Kult

Der erste (überlieferte) Brief Fontanes an Paulsen (vom 14. März 1897) bezieht sich auf eine Rezension des Adressaten, die am gleichen Tag in der „Vossischen Zeitung“ stand, überschrieben „Zum Nietzsche-Kultus“. Der Ton des Briefes erlaubt den Rückschluß, daß der Schreiber mit dem Empfänger gut bekannt

war. „Gestern habe ich Ihren kleinen Artikel in der Vossin über den wunderbaren und auch wieder nicht wunderbaren Einfluß Nietzsches auf unsre Reservelieutenants und die die's werden wollen, gelesen.“ Mit diesem Satz geht Fontane medias in res. Es dränge ihn, fährt er fort, Paulsen „aus vollem Herzen dafür zu danken“. Er könne sich nicht entsinnen, „in einer Kritik oder einem Essay jemals eine Stelle von gleicher Wirkung auf mich gelesen zu haben. Es ist, wuchtig und elegant zugleich - die Hinrichtung des Borussismus...“.

Paulsen hat diesen Brief Fontanes als „merkwürdig“ bezeichnet.<sup>4</sup> Wer die Rezension nicht kennt, muß in der Tat eine völlig falsche Vorstellung davon bekommen und annehmen, Paulsen habe wirklich den „Einfluß Nietzsches... auf unsere Reserveleutnants... dargestellt“<sup>5</sup>. „Zwei eben erschienene kleine Schriften“, so beginnt Paulsens Rezension, „die ich beide der Beachtung für werth halte, zeigen, daß das Interesse für den merkwürdigen Mann, dem sie gelten, noch nicht im Abnehmen begriffen ist: eine Studie von dem Philosophen Ferd. Tönnies 'Der Nietzsche-Kultus' (Leipzig, Reissland, 1897, 114 S.) und ein Vortrag von dem Theologen J. Kaftan 'Das Christenthum und Nietzsches Herrenmoral' (Berlin, Nauck, 1897, 24 S.). Beide Schriften stammen aus intimer Kenntniß, beide sind nicht ohne eine gewisse persönliche Sympathie mit dem Menschen und dem Denker, beide sind doch im Ton der Warnung gehalten. Ich möchte beide namentlich jugendlichen Lesern Nietzsches dringend empfehlen. Sie rufen ihnen zu: Lest und genießt, aber... vergeßt nicht der Kritik! Ihr habt es mit einem Schriftsteller zu thun, der selber an sich keine Kritik übt, der jedem Einfall rückhaltlos nachgiebt, ihn mit der Phantasie vor sich hertreibt und übertreibt, freilich um ihn zuletzt wieder wegzuwerfen, einem Schriftsteller, dem Witz und Pathos, Klarheit und Tiefsinn, plastische Kraft und Gewalt der Sprache in gleichem Maße zu Gebote stehen. Lest, aber laßt euch nicht berauschen. Es ist ein Mann, der sich durch nichts gebunden fühlt; er hat vor nichts Respekt...“

Die ganze Rezension macht deutlich: Hier spricht ein Pädagoge, der Heranwachsende vor verderblichem Einfluß warnen und bewahren möchte. Darin ist er sich einig mit den Verfassern der Schriften, die er bespricht. Und obschon beide Autoren zu Paulsens engen persönlichen Freunden zählen, handelt es sich durchaus nicht um eine Gefälligkeitsrezension.

Ferdinand Tönnies (1855-1936) war, wie Paulsen, Schleswig-Holsteiner. Als er im Wintersemester 1875/76 nach Berlin kam, schloß er sich dem Älteren an. „Paulsens Einfluß auf mich“, heißt es in autobiographischen Aufzeichnungen von Tönnies, „ist von Anfang an bedeutend gewesen. Seine Begeisterung für Lassalle, die damals lebhaft war, theilte sich mir freilich nur in schwächerer Dosierung mit; auch der Eifer, womit er unter dem Einflusse John Stuart Mills für den Malthusianismus sich aussprach, hat kaum auf mich abgefärbt. Aber seine Gesichtspunkte für die Geschichte der Philosophie, seine naturwissenschaftlichen und historischen Kenntnisse, mehr aber noch seine von lauterem Wahrheitssinn und von sozialer Gesinnung erfüllte Persönlichkeit hinterließ in mir tiefe und fruchtbare Wirkungen.“ Und weiter: „Ich verkehrte sehr oft in seinem jungen Haushalte, und viele Spaziergänge, in Berlins Straßen und außerhalb, brachten endlose Gespräche theils über philosophische, theils über

politische und soziale Probleme, in denen wir unsere recht radikalen, also keineswegs regierungsfreundlichen Gedanken miteinander austauschten."<sup>6</sup> Tönnies' Buch „Gemeinschaft und Gesellschaft“, das im Sommer 1887 mit dem Untertitel „Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen“ herauskam und den Namen seines Verfassers rasch bekannt machte, war Friedrich Paulsen gewidmet.

In den Sommerferien des Jahres 1873 hatte Tönnies „in seiner alten Husumischen Schulbibliothek“ Nietzsches Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ entdeckt; er las sie „mit Genuß, ja beinahe mit dem Gefühl einer Offenbarung“. Wenig später stieß er auf die ersten beiden „Unzeitgemäßen Betrachtungen“. Seitdem hat er sich „jedes Nietzsche-Werk gleich nach Erscheinen... zu eigen gemacht, wenn auch mit allmählich abnehmender Begeisterung“.<sup>7</sup> Als er sich 1883 in der Schweiz aufhielt, zusammen mit Lou Salomé und Paul Rée, Nietzsches einstigen Freunden, mit denen der Philosoph jedoch seit kurzem zerstritten war, ist er ihm zwar begegnet, ohne jedoch seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Und als er ihn einmal in Naumburg besuchen wollte, traf er nur die Mutter an. Bald aber war Tönnies' Nietzsche-Enthusiasmus vorbei; bei der Lektüre von „Also sprach Zarathustra“ kamen ihm „das Pathos und die Salbung darin... etwas komisch vor“.<sup>8</sup>

In der Schrift „Der Nietzsche-Kultus“ - sie beruhte auf „Vorträgen in einem Privathause“<sup>9</sup>, war seinen Freunden Ernst und Karl Storm, zwei Söhnen des Dichters, gewidmet und trug als Motto sieben Verse aus Theodor Storms Gedicht „Nach Reisegesprächen“ - weist er gleich zu Beginn darauf hin, daß „Nietzsches Meinungen und Irrungen, deren Kultus diese Schrift kritisieren will“, für ihn „die Bedeutung einer persönlichen Angelegenheit“ hätten. Er habe „für diesen Autor geschwärmt, zu einer Zeit, als (außerhalb einer engen Gemeinde) fast niemand ihn kannte“. Doch dann fährt er fort: „Ich... habe der jüngsten Entwicklung Nietzsches... mit Mißtrauen und Besorgnis gegenübergestanden, obschon ich der Bewunderung für seine nun entfaltenen rhetorisch-poetischen Talente mich nicht erwehren konnte, und obgleich die 'ewige Wiederkunft' als Offenbarung meiner eigenen Gedanken eine Art von Jubel in mir erweckte. - Ihrem überwiegenden Inhalte nach zeigen aber diese letzten Schriften das häßliche Bild verzerrter Mienen, oft die Attitüde des Trunkenen, Überspannten, Verzweifelnden... des Dekadenten.“ Doch wundere es ihn nicht, „wenn diese Sachen auf jugendliche Gemüter starken Eindruck machen“, denn es sei „der Zauber eines mächtigen Geistes darin“. Ihm, Tönnies, aber gehe es darum, „zur Vorsicht aufzurufen, zur Besonnenheit und Nüchternheit“.

Am Schluß resümiert Tönnies: Als „System“ seien Nietzsches Lehren „nichts“. „Das System ist nur ein Hexensabbat von Gedanken, Ex- und Deklamationen, von Wutausbrüchen und widerspruchsvollen Behauptungen, dazwischen viele Geistesblitze leuchtend und blendend. Ernst und wichtig mögen diese Lehren genommen werden, insofern sie geeignet sind, unbesonnenen, unkritischen Lesern die Köpfe zu verwirren und zu verdrehen - sie können in der That betäubend und betäubend wirken im schlimmsten Sinne.“

An Tönnies' Kritik knüpft Paulsen in seiner Rezension an; doch er geht noch einen Schritt weiter und fragt, wie es denn komme, „daß Jungdeutschland

einem Schriftsteller von dieser Art als einer Offenbarung zujubelt". Und er findet als Ursache für diese „Gemüthsstimmung“ den „intellektuellen Anarchismus“ Friedrich Nietzsches. Dieser aber sei „die Reaktion des Subjekts gegen das lange Niedergeredet- und Niederkorrigirtwerden, dem es in der Schule und in der Kirche, in der Gesellschaft und im Staat ausgesetzt ist. Die Wirkung“, fährt er fort, „der langen Disziplinirung ist, daß die korrekten Gedanken über alle Dinge, über historische und politische, über religiöse und moralische, über literarische und sprachliche, wozu wir durch lange Schulung und viele Prüfungen, durch öffentliche Meinungen und private Zurechtweisungen, durch patriotische Feste mit ewig wiederkäuender Beredsamkeit, durch Lockungen und Bedrohungen trainirt werden, uns schließlich so fad und abgeschmackt und unerträglich vorkommen, daß wir alles abreißen und von uns werfen, die korrekten Ansichten und die alten Wahrheiten, die konventionellen Größen und die abgegriffenen Heiligthümer, endlich auch die Logik und die Moral, und uns den Saturnalien der Paradoxie hingeben, das Fest der Umwerthung aller Werthe feiernd.“

Der protestantische Theologe Julius Kaftan (1848-1926), der Autor der anderen Anti-Nietzsche-Schrift, der 1883 nach Berlin berufen wurde, war Paulsens Nachbar in Steglitz. Er war es auch, der im August 1908 seinem Freund auf dem alten Matthäikirchhof in Berlin die Grabrede hielt. Bevor er in die deutsche Hauptstadt kam, war er seit 1874 außerordentlicher, seit 1881 ordentlicher Professor in Basel gewesen und hatte dort Friedrich Nietzsche kennengelernt. Obwohl Kaftan in vielem mit Tönnies übereinstimmt, ist sein Denkansatz ein anderer. Er kritisiert Nietzsches „Herrenmoral“ als Vertreter und Verteidiger einer christlichen Moral. „Humanität und Demokratie“, heißt es in seiner Rede, „sind nur die Folgerungen aus dem christlichen Grundgebot und verlieren ihren Sinn außerhalb des Christentums. Aber... man schilt dies die Sklavenmoral, unter deren Ketten die europäische Menschheit nun bald zwei Jahrtausend geseufzt habe, und die zu zerbrechen nun endlich die Zeit gekommen sei. Ihr stellt man unter dem Namen der Herrenmoral eine andere Moral entgegen. Die lehrt die Menschen, oder denn doch die Berufenen unter den Menschen, die Starken und Reichen, sich als Herren fühlen; die ruft sie auf, ihr Herrenrecht zu üben; die enthüllt ihnen das große Geheimnis, daß der kommende Mensch, der Uebermensch, der Sinn dieser Erde sei: ihn hervorzubringen, ihn zu zeugen soll das Ziel ihrer Wünsche, ihrer Sehnsucht sein, es soll den gesammelten Kräften der Besten die Richtung geben.“ Nietzsches „Herrenmoral“ ist für Kaftan „eine der eigentümlichsten Erscheinungen und Schilderhebungen, die jemals Jünger um sich gesammelt haben“. Über Nietzsches Philosophie ganz allgemein resümiert er: „Seine Bücher sind Rätselbücher und Labyrinth. Wertvolle Einfälle stehen neben feinen und feinsten Beobachtungen, bunte Glasherben mengen sich mit bunten Perlen und Edelsteinen. Man weiß ja aber, wie es geht. Wenn etwas Mode wird, dient dies Fremdartige und Abgerissene nur dazu, den Nimbus zu erhöhen und die Neugier zu reizen. Man kann aus solchen Schriften alles herauslesen und in sie hineinlegen, besser und leichter als es bei zusammenhängenden Werken möglich ist.“ Am Schluß seines Vortrags geht auch Kaftan auf die Gefahr der Nietzscheschen Schriften für die Jugend ein: „In Wahrheit sind diese Bücher für das große, auch das große gebil-

dete Publikum nicht zugänglich und genießbar. In jugendlichen Köpfen können und werden sie viel Unheil anrichten."

Der lange Exkurs war nötig, um Fontanes Reaktion auf Paulsens Rezension in der „Vossischen Zeitung“ zu verstehen - obwohl er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die Schriften von Tönnies und Kaftan nicht und nach eigenem Eingeständnis von Nietzsche nur wenig kannte.<sup>10</sup> In der Tat findet sich der Ausdruck „Umwertung“, durchweg zustimmend und meist mit einem Hinweis auf Nietzsche gebraucht, als bloßes Schlagwort wiederholt in seiner Korrespondenz und auch im neunten Kapitel des „Stechlin“; und wenn später, im dreiunddreißigsten Kapitel, Dubslav von Stechlin ebenfalls über einen zentralen Nietzscheschen Ausdruck reflektiert, so ist auch dies nicht viel mehr als ein Wortspiel („Übermenschen“/„Untermenschen“). Um nicht mehr als die Zitierung eines Titels - „jenseits von gut und böse“ - handelt es sich in Fontanes Brief an Georg Friedlaender vom 12. September 1891, der geschrieben wurde, als eben die zweite Auflage der Nietzsche-Schrift erschienen war. Und eine Bemerkung, die Fontane am 9. August 1895 gegenüber seiner Tochter machte - das Nietzsche-Wort vom „Herdenvieh“ sei „leider wahr“ -, spricht auch nicht gerade für eine intensive Nietzsche-Lektüre. Der Ausdruck kommt nämlich, soviel ich sehe, bei Nietzsche gar nicht vor; bei ihm ist die Rede vom Herdentier und (vereinzelt) vom Herdenschaf oder vom Herdenmenschen, ferner von Herdenglück, Herdeninstinkt, Herdenmoral u.ä.<sup>11</sup> Dennoch muß Fontane mehr über Nietzsche, vor allem aber über die Wirkung seiner Schriften auf junge Leute gewußt haben, als die Briefe vermuten lassen. Im Licht der zitierten Zeugnisse kann es nur auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, daß er Paulsens Rezension versteht als einen „Artikel... über den... Einfluß Nietzsches auf unsre Reservelieutenants und die, die's werden wollen“. Natürlich hatte Paulsen nichts mit der Ausbildung preußischer Reserveoffiziersanwärter zu tun, und Fontane wußte das zweifellos auch ganz genau. Doch eben jene Gruppe der deutschen Jugend, die Tönnies, Kaftan und Paulsen vor Nietzsches „Lehre“ zu warnen versuchten, bildete das Reservoir für künftige Reserveoffiziere. Offensichtlich wußte Fontane über den geistigen Habitus preußisch-deutscher Reserveoffiziere „und solcher, die es werden wollten“, einigermaßen Bescheid. In seinem Bekanntenkreis mag er manches erfahren und beobachtet haben, vielleicht hat ihm auch sein Sohn Theo Einschlägiges erzählt, denn der war damals Beamter bei der Heeresintendantur. Und wenn Fontane den Nietzsche-Kult mit dem „Preußentum“ in Verbindung bringt und Paulsens Rezension als „die Hinrichtung des Borussismus“ versteht, dann bezieht er sich auf dessen Analyse der Ursachen für das Entstehen dieses Kultes in der gegen die preußischen Erziehungsmethoden verworren und ziellos rebellierenden Jugend.

Fontane, so scheint es, ging es in seinem Dankschreiben an Paulsen für dessen Artikel eigentlich gar nicht so sehr um Nietzsche als um „die Hinrichtung des Borussismus“, die der Rezensent seiner Meinung nach vorgenommen hatte, als er die Ursachen für die Verführungspotenz von Nietzsches Philosophieren auf die junge Generation beschrieb und analysierte. Nur so ist auch Fontanes „Wunsch“ zu verstehen, Paulsen möge seinerseits „eine Widerlegung dazu schrei-

ben..., aber nur, um im unmittelbaren Anschluß daran... diese Widerlegung zu widerlegen". Paulsen hat denn auch begriffen, daß Fontane aus seiner Nietzsche-Kritik eine Preußen-Kritik herausgelesen hatte. „Merkwürdig“, schrieb er am 3. April 1897 an Tönnies, „wie deutlich in diesem Bewunderer des Preußentums auch die Empfindung von seiner Grenze.“ Dabei bezog er sich expressis verbis auf Fontanes Storm-Essay, der im Mai 1896 als Vorabdruck aus der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ in der „Deutschen Rundschau“ gestanden hatte. Darin kommt gleich zu Beginn das ambivalente Verhältnis des Verfassers - Paulsen spricht von „Gegensatz“ und „Sympathie“ - zum Preußen- und Berlinertum bei der Darstellung von Storms Polemik gegen das „Berliner Wesen“ zum Ausdruck.

Daß Paulsen in diesem Brief das Thema Nietzsche, mit Bezug auf Fontane, nicht weiter verfolgt, sondern auf Storm zu sprechen kommt, hat nichts zu tun mit einem willkürlichen Gedankensprung, denn beide, Paulsen wie Tönnies, waren begeisterte Anhänger und Verehrer des Husumer Dichters, ihres Landsmanns. Paulsen muß sich, nach der Lektüre der erwähnten Fontaneschen Autobiographie, auch Fontane gegenüber zu dem Storm-Kapitel geäußert haben, denn der Autor erwiderte ihm am 13. Juli 1898: „*Allem, was Sie über Storm sagen, kann ich gern zustimmen...*“. Ob sich das auch auf die Preußen-Kritik des Husumers bezog, ist nicht auszumachen; Storms bürgerliches Selbstwertgefühl (im Umgang mit dem preußischen Adel) aber betraf es auf jeden Fall, wie aus dem folgenden Briefftext hervorgeht. Erst jetzt, in seinen „ganz alten Tagen“, gesteht Fontane Paulsen, sei er „zu zwei traurigen Überzeugungen gekommen: man muß jeden Versuch, sich unsren Adel (denn es paßt nur auf unsren) durch Freimut erobern zu wollen, aufgeben, und man darf zweitens von keinem Menschen in der Welt etwas annehmen“. Mit Nietzsche und Nietzsche-Kult hat das freilich nichts zu tun; es beweist jedoch, wie sehr der alte Fontane bereit war, sich gegenüber dem jüngeren Briefpartner nicht nur freimütig, sondern auch selbstkritisch über Fragen zu äußern, die ihn zeit seines Lebens beschäftigt hatten.

### 3. Antisemitismus

Vierzehn Monate nach jenem Brief über Nietzsche und „die Hinrichtung des Borussismus“, am 12. Mai 1898, bezieht sich Fontane abermals auf eine Rezension Paulsens, diesmal aus der „Deutschen Literaturzeitung“ vom 14. Mai, die der Verleger Wilhelm Hertz ihm vorab zugesandt hatte. Paulsen hatte diesmal in eigener Sache das Wort genommen, wie schon aus den Titeln der besprochenen Schriften - beide sind 1897 erschienen - hervorgeht: „Offener Brief an Herrn Professor Friedrich Paulsen“ von Emil Lehmann und „Professor Paulsen und die Judenfrage“ von Gustav Levinstein. Den Streitpunkt hat Paulsen zu Beginn seines Artikels beschrieben: „Ich habe in meinem ‘System der Ehtik’, wo ich von dem Verhältnis der Nationalität zum Staat handle, auch die Judenfrage und den Antisemitismus berührt. Ich habe versucht, die Entstehung der Judenfrage aus den Zeitverhältnissen zu erklären und zugleich den Weg zu ihrer Lösung bezeichnet, der mir für die Zukunft allein gangbar erscheint: die vollständige Assimilierung der Juden durch die europäischen Nationen.“ Dagegen seien die beiden Autoren, die ihn deshalb angegriffen hatten, der Ansicht,

es gebe „gar keine Judenfrage“, denn es existiere „kein jüdisches Volk, sondern nur deutsche, französische usw. Staatsbürger jüdischen Glaubens, welcher Glaube aber für das Staatsbürgerthum und die Nationalität von gar keiner Bedeutung sei“. Paulsen nennt zwar den Antisemitismus „eine unerfreuliche Sache“ und „eine beständige Bedrohung des öffentlichen Friedens“, meint aber, „daß er nicht eher aussterben wird, ehe nicht das Judenthum aufgehört haben wird, ein einheitliches, durch Blut- und Religionsgemeinschaft fest in sich geschlossenes Ganzes zu sein“. Es sei daher Sache der Juden selbst, „den Antisemitismus abzuschaffen“.

Die Paulsenske Argumentation, die im Grunde darauf hinausläuft, den deutschen Juden die ihnen 1871 zugesprochene vollständige Gleichstellung partiell wieder zu nehmen, findet sich auch bei zahlreichen weiteren Intellektuellen in Deutschland. Und obschon Paulsen kein antisemitischer Agitator war, unterscheidet sich seine Ansicht der Sache nach in nichts von der des dezidierten bekannten Antisemiten Paul de Lagarde, der gefordert hatte, „daß die Juden aus Deutschland entweder auswandern oder in ihm Deutsche werden müssen“.<sup>12</sup>

Fontane, in seinem Brief vom 12. Mai 1898, beeilt sich, Paulsen wissen zu lassen: *„Jeglichem, was Sie so knapp und so treffend sagen, stimme ich bei und nur in einem Punkte, der allerdings so ziemlich die Hälfte der ganzen Frage ausmacht, weiche ich ab. Sie legen den Accent darauf 'daß die Juden nicht wollen' und durch Zweidrittel unsres Jahrhunderts hin, hat es wohl vielfach auch so gelegen; jetzt liegt es nach meiner Wahrnehmung so 'daß die Christen erst recht nicht wollen.'“* Und er glaubt auch, den Grund zu wissen: *„Wir standen bis 48 oder vielleicht auch bis 70 unter den Anschauungen des vorigen Jahrhunderts, hatten uns ganz ehrlich in etwas Menschenrechtliches verliebt und schwelgten in Emanzipationsideen, auf die wir noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt hatten, die Probe zu machen.“* Nach der faktischen Absage an die Ideale der Aufklärung, an Menschenrechte und Toleranz, wird Fontane noch deutlicher: *„Dies 'die Probe machen' trägt ein neues Datum und ist sehr zu Ungunsten der Juden ausgeschlagen. Ueberall stören sie (viel viel mehr als früher) alles vermanschen sie, hindern die Betrachtung jeder Frage als solcher. Auch der Hoffnungsreichste hat sich von der Unausreichendheit des Taufwassers überzeugen müssen. Es ist, trotz all seiner Begabungen, ein schreckliches Volk, nicht ein Kraft und Frische gebender 'Sauerteig', sondern ein Ferment, in dem die häßlicheren Formen der Gährung lebendig sind, - ein Volk, dem von Uranfang an etwas dünnlichhaft Niedriges anhaftet, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann.“*

Man hat mit Bezug besonders auf diesen Brief gesagt, Fontane sei „an der 'Judenfrage' gescheitert“ - was immer das heißen soll -, und es hätte „anderer Voraussetzungen bedurft...“, als sie seinem kritischen Sinn zu Gebote standen“, um über diesen „äußersten Punkt hinauszukommen“.<sup>13</sup> Hier wird, wie mir scheint, mehr verschleiert und verdrängt als aufgedeckt. Fontane meint, „es wäre besser gewesen, man hätte den Versuch der Einverleibung nicht gemacht“. Und er beschließt die Briefstelle mit dem Satz: *„Und das alles sage ich (muß es sagen) der ich persönlich von den Juden bis diesen Tag nur Gutes erfahren habe.“* Dieses Eingeständnis läßt sich in seinem Bezug zu dem Vorangegangenen rational schlechterdings nicht erklären. Auch die vielzitierte Fontanesche „Widersprüchlichkeit“ oder „Ambivalenz“ versagt hier als Inter-

pretationsmuster. Confiteor quod absurdum (Ich bekenne etwas, das absurd ist) könnte man, in Abwandlung des Tertullian-Wortes „Credo quia absurdum“ (Ich glaube, weil es absurd ist), den ganzen Brief überschreiben, wobei absurd nicht allein mit ungereimt oder widersinnig zu übersetzen wäre, sondern auch im wörtlichen Sinne mit mißtönend.

Fontanes Äußerungen zur „Judenfrage“ implizieren offensichtlich mehr und anderes als die antisemitischen Ausfälle vieler seiner Zeitgenossen, die schnell geneigt waren, unter dem Einfluß einer ständig zunehmenden judenfeindlichen Propaganda schlechte Erfahrungen mit einzelnen Juden zu verallgemeinern.

Auf die Komplexität und Vielschichtigkeit der Problematik kann hier nicht näher eingegangen werden.<sup>14</sup> Dafür wäre nicht nur eine genaue Analyse aller seiner Beziehungen zu Juden und der jüdischen Figuren im Werk erforderlich, sondern auch die Untersuchung seiner Äußerungen zum „Judentum“ ganz allgemein in Geschichte und Gegenwart. Eine solche Arbeit, geschrieben im Hinblick auf die Folgen des „akademischen“ Antisemitismus und im Lichte unserer jüngsten Erfahrungen, hätte mindestens ebensoviel Erkenntniswert wie noch so interessante neue Werkinterpretationen im Dutzend.

Ich will mich hier darauf beschränken, an einem einzigen Beispiel nachzuweisen, was Fontane meint, wenn er „die Probe macht“ auf „Menschenrechtliches“ und auf „Emanzipationsideen“ des 18. Jahrhunderts. Beschrieben und beurteilt werden sollen seine Urteile über Lessings Schauspiel „Nathan der Weise“ und besonders über die darin enthaltene Ring-Parabel, den Höhepunkt des Stückes und die Quintessenz der Botschaft, die es transportiert und von deren Schluß - „Wohlan! / Es eifre jeder seiner unbestochnen / Von Vorurteilen freien Liebe nach“ - Fontane einmal gesagt hat, daß man ihn „vielleicht als das Hohelied der Humanitätslehre bezeichnen darf“<sup>15</sup>. Aufmerken läßt hier nur ein einziges Wort: vielleicht.

Fontanes erste „Nathan“-Kritik galt einer Aufführung vom 17. August 1872; darin beschränkte er sich ganz auf die Beschreibung der schauspielerischen Leistungen.<sup>16</sup> Ähnliches gilt für die Besprechung einer Aufführung vom 14. Februar 1880, wo es eingangs heißt: „Das Haus war gut besetzt und folgte vier Stunden lang... mit ersichtlichem Interesse. Mit mehr Interesse als Beifall. Die dritte Galerie lärmte zwar mit den Händen, aber das war nicht Beifall, sondern Störung. Im Parkett herrschte vorwiegend Schweigen, ein Schweigen, in dem sich, bewußt oder unbewußt, eine Verwunderung aussprechen mochte. Seit hundert Jahren lebt nun dies Evangelium der Toleranz, seit hundert Jahren wird es gelesen, dargestellt, zitiert; jede Figur ist populär, jede Sentenz ein geflügeltes Wort geworden - und was ist das Resultat? Doch nur die Wahrnehmung, daß das geistige Leben in einer Wellenbewegung geht und daß das, was gestern oben war, heut oder morgen unten ist. Und wieder umgekehrt. Was mir dabei persönlich als oben oder unten erscheint, in diese heikle Frage wünsch' ich nicht einzutreten. Ich zieh' es vielmehr vor, über die Neubesetzung des Stückes zu sprechen.“<sup>17</sup> Zum Verständnis des von Fontane angedeuteten Hinter- und Untergrundes dürfte es nicht unwichtig sein, daran zu erinnern, daß die Aufführung wenige Wochen nach Heinrich von Treitschkes Schlußwort in dem von ihm ausgelösten Berliner „Antisemitismusstreit“ erfolgte - und fünf

Monate nach der ersten und programmatischen judenfeindlichen Rede des Berliner Hofpredigers Adolf Stoecker.

Am 18. Oktober 1880 schrieb Fontane einen Brief an Arthur Deetz, den Direktor der Königlichen Schauspiele in Berlin, nachdem dieser ihn aufgefordert hatte, den Prolog für eine „Nathan“-Aufführung zu schreiben, bei der es sich wahrscheinlich um einen Beitrag zur Lessing-Ehrung am 15. Februar 1881, dem hundertsten Todestag des Dichters, handelte.<sup>18</sup> Da der Brief<sup>19</sup> bisher nicht veröffentlicht worden ist, wird er hier vollständig mitgeteilt:

Berlin 18. Novb. 80.

Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr Direktor.

Ich schreibe gleich heute noch, weil morgen der „Sommernachtstraum“ regiert, an dessen Erfolg Sie den Löwenantheil haben. Jedenfalls mehr als der Löwe<sup>20</sup>.

Prologe sind das undankbarste, was es gibt, und ich habe die ganze Geschichte längst verschworen. Fass' ich zusammen, was ich in einem langen literarischen Leben mit Festgedichten etc. erfahren habe, so stellt sich die Sache wie folgt:

1. Es missglückt.
2. Es glückt, geht aber im Klappsitz-Spektakel unter.
3. Es glückt, aber das Publikum findet es langweilig und die Collegenschaft findet es unbedeutend.

In allen drei Fällen ist einem nur Zweierlei sicher: Aerger und ein kümmerliches Honorar. Von dem letzteren Punkte würd' ich nicht sprechen, wenn ich überhaupt noch in die Lage kommen könnte, ein solches zu empfangen. Gänzlich indessen hors de concours<sup>21</sup>, bin ich so glücklich all dergleichen Dinge historisch behandeln zu können.

Also meinerseits überhaupt keine Prologe mehr, am wenigsten aber einen Lessing-Prolog. Es giebt wenige Literaturgrößen, zu denen ich ehrfurchtsvoller emporblickte; alles was wir von ihm haben, ist bedeutend, edel, vorbildlich, ächt-künstlerisch. Aber politisch steh ich ganz und gar gegen ihn. Hätt' ich in seiner Zeit gelebt, so hätt' ich ihm entgegengejubelt, da ich aber nicht 1780 sondern 1880 lebe, so sag' ich mit gutem Bewusstsein: „er hat uns eklig 'reingeritten'." Halten Sie mir diesen Berlinismus zu gut, aber wenn mir warm ums Herz wird, lieb' ich es, was ich empfinde, „in mein geliebtes Deutsch zu übertragen“<sup>22</sup>. Nathan war im Jahrhundert der Aufklärung eine wundervolle Dichtung, Nathan im Jahrhundert der offenbarsten Judenherrschaft, die sonderbarerweise „Judenhetze“ genannt wird, widersteht mir. Ich bin nicht für Stoecker, aber doch schliesslich noch weniger für Davidsohn<sup>23</sup>. Sie begreifen hiernach, dass ich ausser den allgemeinen, auch noch gute besondere Gründe habe, von einer Lessing-Prologschreiberei mich fern zu halten. Darf ich Sie bitten, mich Exc. Hülsen<sup>24</sup> angelegentlichst empfehlen zu wollen. Diese Zeilen sind nur für Sie und ihn.

In vorzüglicher Ergebenheit, hochgeehrtester Herr Direktor,  
Ihr

Th. Fontane.

Die Absage an das Jahrhundert der Aufklärung wird hier ebenso unmißverständlich artikuliert wie das Bekenntnis zu einer Spielart des Antisemitismus, die ihre Wurzel in der Angst vor jüdischer Konkurrenz in allen Bereichen des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens hatte. Dabei spielt es keine Rolle, ob sich Fontane, der ja gar keinen Grund hatte, jüdische Konkurrenz zu fürchten, dieses Zusammenhangs bewußt war. Seine Bemerkung über die „*offenbarste Judenherrschaft*“ aber und sein Einwand gegen den Ausdruck „*Judenhetze*“ erinnern fatal an Argumentationen und Gedankengänge, wie sie im kurz zuvor ausgetragenen Antisemitismustreit in den Artikeln Treitschkes und seiner Gesinnungsgenossen zu finden waren.<sup>25</sup> Und sie erinnern auch an Sätze eines Paul de Lagarde wie diesen: „Mit der Humanität müssen wir brechen; denn nicht das allen Menschen Gemeinsame ist unsere eigenste Pflicht, sondern das nur uns Eignende ist es.“<sup>26</sup>

Am 12. November 1880, sechs Tage bevor Fontane es ablehnte, einen Lessing-Prolog zu verfassen, erschien im Sonntagsblatt der Berliner „National-Zeitung“ eine von fünfundsiebzig Persönlichkeiten des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens unterzeichnete „Erklärung“ gegen Treitschke und dessen Gesinnungsfreunde; darin heißt es: „An dem Vermächtniß Lessings rütteln Männer, die auf der Kanzel und dem Katheder verkünden sollten, daß unsere Kultur die Isolierung desjenigen Stammes überwunden hat, welcher einst der Welt die Verehrung des einigen Gottes gab. Schon hört man den Ruf nach Ausnahmegeetzen und Ausschließung der Juden von diesem oder jenem Beruf und Erwerb, von Auszeichnungen und Vertrauensstellungen. Wie lange wird es währen, bis der Haufen auch in diesen einstimmt?“<sup>27</sup> Die Annahme, diese „Erklärung“ sei nicht zur Kenntnis Fontanes gelangt, dürfte höchst unwahrscheinlich sein.

Am 12. August 1883 äußerte sich Fontane in einem Brief an seine Frau aus Nordey ganz ähnlich wie zuvor gegen Deetz und später gegen Paulsen: Er hätte im Laufe der Jahre vieles erlebt, was ihm „*eine tief-innerliche Freude*“ gemacht habe, und zu „*diesen Herrlichkeiten*“ gehöre auch „*der immer mehr zu Tage tretende Bankrutt der Afterweisheit des vorigen Jahrhunderts*“. „*Das Unheil, das Lessing mit seiner Geschichte von den drei Ringen angerichtet hat, um nur einen Punkt herauszugreifen, ist kolossal.*“ Und wenn er dann später, im neunzehnten Kapitel der „*Effi Briest*“, den alten Guldenklee darüber rasonieren läßt, daß „*die Geschichte von den 'drei Ringen' ..., eine Judengeschichte, ... nichts wie Verwirrung und Unheil gestiftet hat und noch stiftet*“, dann wird offenkundig, daß der Autor hier, aller modernen Erzähltheorie zum Trotz, einer Nebenfigur seines Romans eigene Ansichten in den Mund gelegt hat.

Es ist behauptet worden, Fontane habe zu der Briefstelle von 1883 und dem Guldenklee-Räsonnement von 1894 in der Schrift „*Die Märker und die Berliner...*“ von 1889 eine Gegenposition eingenommen.<sup>28</sup> Ich vermag einen solchen Gegensatz nicht zu erkennen. Zwar spricht Fontane dort von Lessings „*Nathan*“ als einem „*epochemachenden Buch*“, um aber sogleich fortzufahren: „*Ob dies Buch mit seinem Evangelium der Aufklärung und religiösen Gleichberechtigung ein Segen oder ein Unsegen, ein Fortschritt oder ein Rückschritt war, darauf geh' ich hier nicht ein, und zwar um so weniger, als diese Frage zu meinem Zwecke in keiner*

Beziehung steht." Fontanes „Zweck“ ist hier ein rein historischer. Er hebt hervor, daß der „Nathan“ in das märkisch-berlinische Volk, damals oder später, nicht „eingedrungen“, daß aber „seine Wirkung auf die gebildete berlinische Mittelklasse, ganz besonders auf bestimmte Kreise derselben“, desto größer gewesen sei. Damals - die Rede ist vom ausgehenden achtzehnten Jahrhundert - habe „der berlinisch-jüdische Geist..., in seinen vergleichweisen Anfängen, seine feinste Form und seine höchste gesellschaftliche Geltung“ gehabt, und „die zwanzig Jahre später fallende... Korrespondenz zwischen Rahel Levin und Alexander von der Marwitz“ sei „ein letzter Ausläufer dieser durch Lessings 'Nathan' eingeleiteten Aufklärungs- und religiösen Gleichberechtigungsepoche“ gewesen, wie sie „andererseits ein Vorläufer der Nivellierungsepoche war“.<sup>29</sup> „Letzter Ausläufer“ und „Nivellierungsepoche“: die Vokabeln weisen auf die streng historische Standortbestimmung hin; sie wiederholen recht eigentlich die Hälfte dessen, was Fontane auch anderswo zum Ausdruck gebracht hat. Was in der Schrift über die Märker und die Berliner fehlt - oder nur von Kundigen zwischen den Zeilen mitgelesen werden kann -, ist die Fontanesche Schlußfolgerung: daß „der berlinisch-jüdische Geist“, nach seiner Auffassung, ein Jahrhundert später keine Anerkennung, keine Wertschätzung mehr verdiene, sondern Verachtung und Verunglimpfung.

Bei allem, was hier gesagt und dokumentiert werden mußte: Theodor Fontane war kein bornierter Vulgärrantisemit. „Die Judenfeindschaft ist, von allem Moralischen abgesehen, ein Unsinn“, schrieb er am 9. November 1892 an Georg Friedlaender, „sie ist einfach undurchführbar; alle Menschen die ich hier [in Berlin] kenne, ganz besonders auch Militär und Adel, sind in eminentem Grade von den Juden abhängig und werden es mit jedem Tag mehr. Ich halte es für ganz unmöglich, diesen Zustand zu ändern.“ Doch dann folgt die bekannte Einschränkung: „Es giebt kein andres Mittel als Stillhalten und sich mit der allmäligen Christianisirung zufrieden zu geben.“ Daß er es ernst meinte, wenn er behauptete, er sei „nicht für Stoecker“, geht auch aus anderen Briefen hervor als dem an Deetz vom November 1880, und der vulgärrantisemitische Agitator Hermann Ahlwardt war für ihn schlicht „ein Lump“ - doch auch hier geht es gleich weiter wie gewohnt: die Juden könnten froh sein, daß Leute wie dieser Ahlwardt „den Antisemitismus in die Hand genommen haben“; „die eigentlichen antisemitischen Prediger“ aber seien sie, die Juden, selbst.<sup>30</sup> Fontanes Antisemitismus - denn von einem solchen muß, trotz aller Einschränkungen und Modifikationen im einzelnen, gesprochen werden - scheint mir nicht erklärbar zu sein „durch die Verdrängung des sozialen Kriteriums durch pseudobiographische Theoreme“ noch als „der geistig-weltanschauliche Revers“ einer „zum Äußersten getriebenen kritischen Reizbarkeit“ und schon gar nicht mit der Behauptung, daß Fontane es sich „so verzweifelt schwer“ mit der „Judenfrage“ gemacht habe.<sup>31</sup> Im Unterschied zu Hans-Heinrich Reuter, aus dessen großer, verdienstvoller Fontane-Monographie diese Zitate stammen, halte ich dafür, daß die eigentliche Ursache für Fontanes Juden-Gegnerschaft - genauer: für die Ablehnung der Emanzipation und der Gleichstellung - die Absage an die Ideen und Ideale der Aufklärung ist - eine Auffassung, die er mit sehr vielen seiner Zeitgenossen teilte und die ganz gewiß etwas zu tun hat mit deren Ratlosigkeit angesichts der wachsenden ökonomischen, sozialen und geistigen Widersprüche in der Wilhelminischen Periode der preußisch-deutschen Geschichte.

#### 4. Noch eine Rezension Friedrich Paulsens

In seinem Brief an Paulsen vom 29. November 1897 bedankt sich Fontane für die „freundlichen Worte“, die der Adressat für seinen „vaterländischen Roman“ gefunden habe; gemeint ist „Vor dem Sturm“. In demselben Brief kündigt er „einen Roman von beinah gleicher Dicke“ an, den er Paulsen „in Jahresfrist“ überreichen zu können hofft. „Er ist auch patriotisch, aber schneidet die Wurst von der andern Seite an und neigt sich mehr einem veredelten Bebel- und Stöckerthum, als einem alten Zieten- und Blücherthum zu.“ Am Schluß des Briefes teilt Fontane Paulsen mit, er werde „die 'christliche Welt'... ganz durchlesen“; es sei „mal was andres“. Diese letzte Bemerkung führt zu dem Gegenstand, dem Fontanes Dank gilt. Paulsen hatte nämlich am 25. November des Jahres in dem Leipziger „Evangelischen Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände“ mit dem Haupttitel „Die christliche Welt“<sup>32</sup> eine kleine Sammelbesprechung dreier Bücher veröffentlicht, die er „in diesem Jahre, meist im häuslichen Kreis vorlesend, kennen und schätzen gelernt“ hatte. Es handelt sich um folgende Titel:

1. „Das Leben Friedrich Wilhelm Dörfelds, von seiner Tochter, Frau Anna Carnap, beschrieben.“
2. „Theodor Fontane, 'Vor dem Sturm'. Wohlfeile Ausgabe.“
3. „Herman Grimms Vorlesungen über Goethe.“

Die „wohlfeile Ausgabe“ von „Vor dem Sturm“ war 1896 bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen; Paulsens Besprechung hat folgenden Wortlaut:

An zweiter Stelle nenne ich einen Roman von Theodor Fontane: Vor dem Sturm. Wohlfeile Ausgabe; geb. 5 Mk. Ich habe das Buch in Sommertagen am samländischen Ostseestrand gelesen, mit immer neuer Freude an der Fülle der Gestalten, davon der Dichter mit schöpferischer Kraft lebendige Wirklichkeit giebt. Der Roman führt ins Oderland, Frankfurt-Küstrin; die Zeit ist 1812/13; man könnte ihn das märkische Epos nennen, sein Held, gescholten viel und viel bewundert, der märkische Junker. Prachtvolle Charaktertypen, Junker und Bauern, Pastoren und Lehrer, Männer und Frauen, alte und junge, zaubert die in behaglicher Breite langsam fortschreitende Erzählung in unerschöpflicher Fülle uns vor Augen. Was Fritz Reuter für Mecklenburg-Pommern ist, das ist Fontane für die Mark; wer das Menschenleben, das auf diesem Boden gewachsen ist und auch heute noch gedeiht, kennen lernen will, der nehme diesen Roman zur Hand; er findet nicht Zerrbilder und nicht Schmeichelbilder, sondern Wirklichkeit, in die Sphäre der Dichtung erhoben.

Liest man diesen Text im Zusammenhang mit Fontanes Brief an den Verfasser, dann wird deutlich, was er meint mit dem Satz, daß der neue Roman „die Wurst von der andern Seite“ anschneidet. Schon lange wollte Fontane nicht mehr als einer gelten, der „märkische Junker“ porträtierte - es sei denn, sie hätten die Statur und die Sinnesart des alten Dubslav von Stechlin - oder der gar märkische Heimatliteratur produzierte. Mit dem Wort vom „veredelten Bebel- und Stöckerthum“ hat er wohl zunächst einmal zum Ausdruck bringen wollen, daß er den Anspruch erhob, als „gesellschaftlicher Schriftsteller“ ernst genommen zu werden. „Veredeltes“ Bebelthum könnte so etwas meinen wie den Versuch, die soziale Frage ohne Klassenkampf und mit Verzicht auf eine proletarische Revolution zu lösen. Schwieriger ist es dagegen, sich unter „veredeltem“

Stoekertum<sup>33</sup> etwas Konkretes vorzustellen. Was immer Fontane damit gemeint haben mag: ein christlich-soziales Programm ohne Antisemitismus gewiß nicht.

#### Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane: Briefe an Friedrich Paulsen. In 500 gezählten Faksimiledrucken. Bern 1949. - Die vierzehn Briefe und Postkarten werden dort zunächst in modernisierter Übertragung, dann (bis auf zwei Schreiben) faksimiliert mitgeteilt. Die Ausgabe enthält außerdem ein 25-Zeilen-Vorwort, in dem der (anonyme) Herausgeber verkündet: „Die Briefe sind bei aller Anspruchslosigkeit des Gegenstandes geistsprühende stilistische Kostbarkeiten. Sie sind ganz der Fontane, den wir kennen, der sich etwas oberflächlich gibt, um als nobler Geist seine große Einsamkeit in der Tiefe zu bergen, und der in seiner allem Seienden hingegebenen Universalität auch dann echt und wahr ist, wenn er, der Bismarck-Verehrer, einem 'veredelten Bebel- und Stöckertum' zuneigt.“ Ein Fontane-Forscher dürfte sich hinter dieser Prosa kaum verbergen.
- 2 Bei Abschluß dieser Arbeit lag der Kommentarband zur Briefabteilung der Fontane-Ausgabe des Carl Hanser Verlages, München, die seit 1976 von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger herausgegeben wird, noch nicht vor.
- 3 Die Angaben zu Paulsens Biographie wurden zum größten Teil dem von Theodor Lorenz verfaßten Gedenkartikel entnommen; in: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Band 13 (1910), S. 244-265.
- 4 Paulsen an Tönnies, 3. April 1897. In: Ferdinand Tönnies/Friedrich Paulsen. Briefwechsel 1876-1908. Herausgegeben von Olaf Klose, Eduard Georg Jacoby, Irma Fischer. Kiel 1961 (= Veröffentlichungen der schleswig-holsteinischen Universitätsgesellschaft. Neue Folge, Nr. 27), S. 322. Alle Zitate aus der Korrespondenz der beiden stammen aus dieser Ausgabe. Sofern das Briefdatum aus dem Text hervorgeht, wird auf den Nachweis verzichtet.
- 5 So Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Berlin 1968, Band 2, S. 796.
- 6 Ferdinand Tönnies: Selbstbiographie. Sonderdruck aus: Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Band 3, Leipzig o.J., S. 8 und 11.
- 7 Ebenda, S. 5 ff.
- 8 Ebenda, S. 17.
- 9 Ebenda, S. 23. - Tönnies' Schrift „Der Nietzsche-Kultus. Eine Kritik“ ist 1990, herausgegeben von Günther Rudolph, im Berliner Akademie-Verlag zum erstenmal wieder publiziert worden.
- 10 Fontane an Friedrich Stephany, 8. Juni 1893. - Reuters Auffassung von einer anfänglichen „Übereinstimmung“ Fontanes mit Nietzsche und einer späteren Distanzierung von ihm teile ich nicht. A.a.O., S. 795 ff., bes. S. 797.
- 11 Karl Schlehta: Nietzsche-Index zu den Werken in drei Bänden. 3. Auflage, München 1976, S. 153 f.
- 12 Zitiert nach Hermann Greive: Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland. Darmstadt 1983, S. 74.
- 13 Reuter, a.a.O., S. 749.

- 14 Vgl. ebenda, S. 749-756, wo Reuter wesentliche (und widersprüchliche) Äußerungen Fontanes über Juden und Judentum zusammengetragen hat.
- 15 Aus der Rezension einer Aufführung des „Nathan“ am 28. Februar 1882. - Theodor Fontane: Sämtliche Werke (Nymphenburger Ausgabe), Band XXII/2, München 1964, S. 122.
- 16 Ebenda, Band XXII/1, München 1964, S. 173 ff.
- 17 Ebenda, S. 866 f.
- 18 Tatsächlich wurde „zum Gedächtnis Lessings an seinem hundertjährigen Todestage“ im Berliner Schauspielhaus „Emilia Galotti“ mit einem Prolog von Julius Wolff aufgeführt. Fontanes Besprechung erschien am 17. Februar in der „Vossischen Zeitung“.
- 19 Die Handschrift ist verschollen; die Veröffentlichung folgt einer Abschrift (Typskript), die sich als Dauerleihgabe der Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin im Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, befindet.
- 20 Shakespeares „Sommernachtstraum“ wurde, in der Inszenierung von Arthur Deetz, am 18. November aufgeführt. Fontane schrieb seine Kritik für die „Vossische Zeitung“ am folgenden Tag. Da er darin, am Schluß, sein Mißfallen über den „Löwen“ äußert, ist anzunehmen, daß er den Brief an Deetz nach der Rückkehr aus dem Theater geschrieben hat.
- 21 (franz.) außer Konkurrenz.
- 22 Goethe, „Faust“ I, Vers 1223.
- 23 Gemeint ist wahrscheinlich George Davidsohn (1835-1897), der Gründer und langjährige Chefredakteur des „Berliner Börsen-Couriers“.
- 24 Botho von Hülsen (1815-1886), der Generalintendant der königlich preußischen Schauspiele.
- 25 Der Berliner Antisemitismusstreit. Herausgegeben von Walter Boehlich. Frankfurt am Main 1965; Neuauflage 1988. Vgl. auch meinen Aufsatz „Herman Grimm im Berliner Antisemitismusstreit“; in: Weimarer Beiträge 2/1993.
- 26 Greive, a.a.O., S. 74.
- 27 Der Berliner Antisemitismusstreit (1988), S. 205.
- 28 Theodor Fontane: Briefe. Herausgegeben von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt... von Charlotte Jolles. Band 4, Berlin 1971, S. 229 (Anmerkung zu dem Brief an Emilie Fontane vom 12. August 1883).
- 29 Theodor Fontane: Sämtliche Werke (Nymphenburger Ausgabe), Band XIX, München 1969, S. 750 f.
- 30 Fontane an seine Tochter, 21. August 1893.
- 31 Reuter: Fontane. Band 2, S. 755 und 749.
- 32 Theodor Lorenz spricht mit Bezug auf dieses Blatt von dem Organ des „liberalen Protestantismus“. Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Band 13, 1910, S. 263.
- 33 Walter Müller-Seidel (Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. 2., durchgesehene Auflage, Stuttgart 1980, S. 445) weist darauf hin, daß im „Stechlin“ „der Hofprediger Stöcker besser wegkommt, als er es verdient“.

Stefan Neuhaus, Bamberg

## Fontane und der Tunnel unter der Themse

### Anmerkungen zu einem Motiv aus dem „Stechlin“, seiner Geschichte und Bedeutung

#### 1. „Daß ich den Tunnel nicht gesehn...“

*„Daß ich den Tunnel oder den Tower nicht gesehn, das könnt ich mir verzeihn. Aber das Leben drüben! Wenn irgendwo das viel zitierte Wort von dem 'in einem Tage mehr gewinnen, als in des Jahres Einerlei' hinpaßt, so da drüben. Alles modern und zugleich alles alt, eingewurzelt, stabilisiert. Es steht einzig da; mehr als irgendein andres Land ist es ein Produkt der Zivilisation...“<sup>1</sup>*

Superintendent Koselegers Lobrede auf Großbritannien variiert das Thema des Romans „Der Stechlin“, den Zusammenhang von Alt und Neu. Als Beispiel für das Alte wird der „Tower“ of London genannt, das Neue vertritt der „Tunnel“. England scheint demnach das perfekte Land zu sein, in dem „alles modern und zugleich alles alt“ ist, das Tradition und Erneuerung in vorbildlicher Art zu verbinden weiß.

Bevor man sich weitere Gedanken über die Bedeutung dieser Aussage für das Romanganze machen kann, bleibt zu fragen: Was ist der Tunnel? Kein heutiger Reiseführer gibt darüber Auskunft. Tunnel unter der Themse gibt es viele; welcher könnte zum Zeitpunkt des Erscheinens des „Stechlin“ ebenso berühmt gewesen sein wie der Tower, der zum Repertoire jeder Londonbesichtigung gehört? Die Anmerkungen zu der von mir benutzten Romanausgabe geben bereits kurze, allerdings wenig aussagekräftige Auskunft:

„T u n n e l: der nach zwanzigjähriger, von dem Ingenieur Brunel geleiteten Bauarbeit am 25. März 1843 eröffnete Tunnel unter der Themse.“<sup>2</sup>

Heute ist dieses Bauwerk von der Liste der Londoner Sehenswürdigkeiten so vollständig verschwunden, als hätte es nie existiert. Kein Wunder, gibt es doch unzählige Tunnels, in denen Fußgänger, Züge oder Autos Flüsse unterqueren. Es gibt sie in London ebenso wie in zahllosen anderen Städten der Welt. Dementsprechend schwierig, fast unmöglich ist es, mehr über jenen mysteriösen, anscheinend besonderen Tunnel herauszufinden. Und doch hat es mehr mit ihm auf sich, als man denkt.

Macht man sich kundig, dann zeigt sich, daß es das Verdienst des Themse-Tunnels war, der erste neuzeitliche Tunnel unter einem Gewässer gewesen zu sein. Bei seinem Bau wurde das speziell zu diesem Zweck von dem Ingenieur Brunel entwickelte Schildvortrieb-Verfahren erstmals verwendet - eine kleine technische Revolution. Ohne diese Innovation wäre der Bau aller anderen Flußunterquerungen nicht möglich gewesen, auch nicht der des unsere heutige Zeit beschäftigenden Tunnels unter dem Ärmelkanal, des „Chunnel“ (Abkürzung

aus „Channel-Tunnel“). Der Themse-Tunnel, so stellt sich heraus, war zu seiner Zeit mindestens ebenso berühmt und ein ebensolches Wagnis, wie es der „Chunnel“ heute ist.

## 2. Das Original: Tunnelbau in London

Bereits die Lebensgeschichte des Tunnel-Bauers Marc Isambard Brunel ist so außergewöhnlich wie sein späteres Projekt. Der am 25. April 1769 geborene Farmerssohn aus der Normandie wurde 1793 zur Guillotine verurteilt, floh erst nach New York und kam dann 1798 nach England, wo er u.a. die Massenfabrikation bzw. eine Methode erfand, Armeestiefel in großer Zahl herzustellen - was dazu führte, daß er nach dem Sieg bei Waterloo auf 80 000 Paar Stiefel sitzenblieb und Konkurs anmelden mußte.<sup>3</sup>

In dem schnell wachsenden London macht man sich bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts Gedanken über den Bau eines Themse-Tunnels. Besonders die Stelle zwischen Wapping und Rotherhithe konnte den Fährverkehr kaum noch bewältigen, viele tausend Passagiere, vor allem Dockarbeiter, setzten dort täglich über. Wagenfahrer mußten einen Umweg von zwei englischen Meilen in Kauf nehmen. Ein 1817 begonnenes Projekt wurde nach fünf Jahren wieder aufgegeben, und man setzte 500 Pfund aus für einen Plan, wie man das Vorhaben technisch bewältigen könnte. Brunel, der sich 1818 sein „Schild“ patentieren ließ, bekam schließlich den Auftrag. Am 2. März 1825 begannen die Arbeiten.

„Seldom has a construction development attracted such attention, national und international, as the Thames tunnel. It was being discussed the world over...“<sup>4</sup>

Aber das Projekt stand unter keinem guten Stern. Der angeblich so tragfähige Lehm Boden des Themsebettes bestand an einigen Stellen aus Kies und Sand, immer wieder brach Wasser ein. Bei dem folgenschwersten Zwischenfall am 12. Januar 1828 ertranken sechs Arbeiter. Das Leck konnte nur mühsam von oben mit 4500 lehmgefüllten Säcken gestopft werden. Danach wurden - der Betreibergesellschaft war das Geld ausgegangen - die Arbeiten für fast sieben Jahre unterbrochen. Erst 1834 konnten sie, nach einer Finanzspritze der Regierung, wieder aufgenommen werden. Dank eines neuen, weiterentwickelten Vortriebsschildes kam man nun besser voran, doch dafür gab es andere Probleme. Durch die Tunneldecke sickerte stinkendes Wasser aus der mit den ungeklärten Abwässern Londons hochgradig verseuchten Themse. Arbeiter fielen um oder erblindeten, bekamen Durchfall oder schlimme Kopfschmerzen. Viele trugen lebenslange Behinderungen davon. Am 12. August 1841 erreichte das Vortriebsschild endlich das Ufer von Wapping.<sup>5</sup>

Am 25. März 1843 wurde der Tunnel eröffnet, doch war seine Unglücksgeschichte damit noch nicht beendet. Die Tunnelgesellschaft war abermals pleite, weder konnte Brunel die versprochene Erfolgsprämie ausgezahlt werden, noch hatte man das Geld, den bisher nur für Fußgänger passierbaren Eingang zu einer *E i n f a h r t* auszubauen. Das vielbestaunte Bauwerk verkam zum „Hades

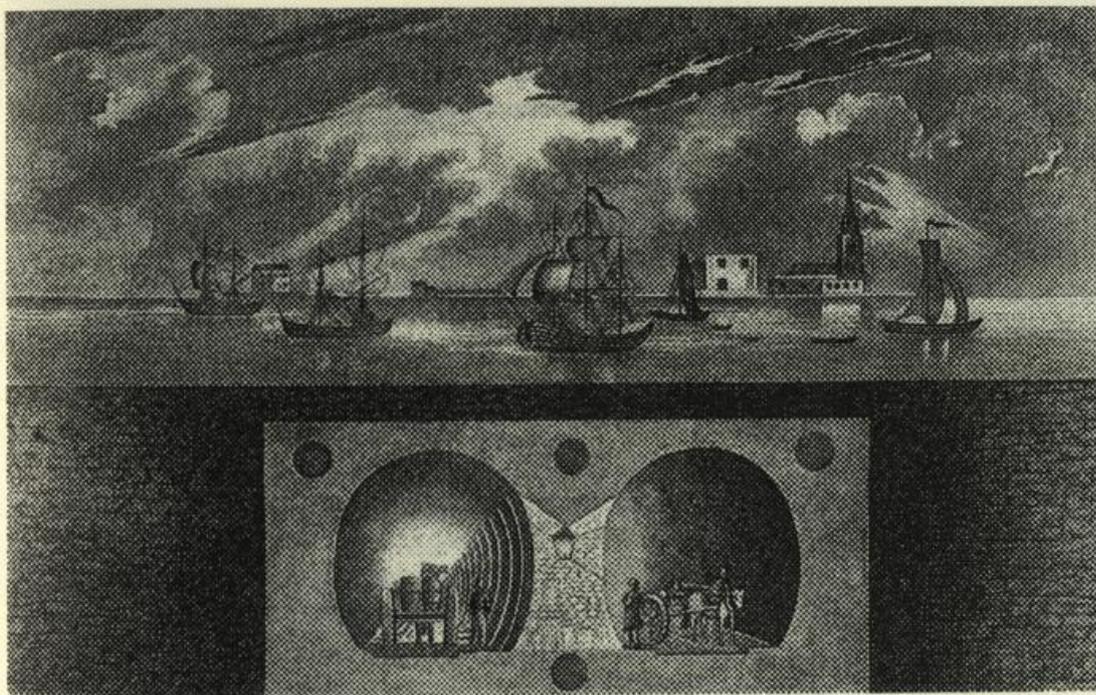


Abb. 3

Hotel" für Obdachlose, die dort für einen Dime Passiergeld Schutz vor den Unbilden der Witterung suchen bzw. übernachten konnten. Erst 1869, als die East London Railway die ehemalige Sehenswürdigkeit kaufte und zum Eisenbahntunnel ausbaute, begann das „nützliche Leben" des Themse-Tunnels - wie es Gösta E. Sandström, Chronist der Tunnelgeschichte, formuliert.<sup>6</sup> Dann freilich war aus der früheren Innovation bereits ein Fossil geworden; im gleichen Jahr wurde, mit fortschrittlicher Technik und minimalem Aufwand, bereits der zweite Themse-Tunnel gebaut,<sup>7</sup> kurze Zeit später folgten die ersten U-Bahn-„Röhren", danach „Tubes" genannt.<sup>8</sup> In London fährt man daher mit der „Tube", obwohl der offizielle Name „Underground" lautet.

### 3. Die Kopie: Berlins Antwort auf das Themse-Projekt

Zu welchen Höhen der Berühmtheit sich der Themse-Tunnel aufgeschwungen hatte, dafür steht der Name des „Tunnels über der Spree" - jener Berliner Literatenvereinigung, in der Fontane Mitglied war und die sein Schaffen nachhaltig beeinflusste.

*„Der Tunnel, oder mit seinem prosaischeren Namen der 'Berliner Sonntagsverein', war 1827 durch den damals in Berlin lebenden Witzling M.G. Saphir gegründet worden",*

beschreibt Fontane die Ursprünge in seinem „Scherenberg"-Buch.<sup>9</sup> Dieser Satz wird fast wörtlich in „Von Zwanzig bis Dreißig" wiederholt, nur, daß Fontane in diesem rund vier Jahre später erschienenen Werk den „Witzling" gestrichen

hat.<sup>10</sup> Seine persönliche Abneigung gegen die Merkwürdigkeiten des Vereins, zu denen der Schutzpatron Till Eulenspiegel oder die Bezeichnung „angebete-tes Haupt“ für den Vorgesetzten gehörten, ist jedoch deutlich herauslesbar, wenn er formuliert:

*„Um die Zeit, als ich eintrat, siebzehn Jahre nach Gründung des Tunnels, hatte die Gesellschaft ihren ursprünglichen Charakter bereits stark verändert und sich aus einem Vereine dichtender Dilettanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt.“<sup>11</sup>*

Fontane schönt hier - ein „wirklicher Dichterverein“ ist der „Tunnel“, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, nie gewesen, so sehr sein berühmtestes Mitglied dies auch gewünscht haben mag.

Analog zu der Etikettierung unproduktiver Mitglieder als „Klassiker“ und produktiver als „Makulaturen“ etc. ist der Vereinsname „Tunnel über der Spree“ wohl als gewollt-witziger Einfall zu betrachten, der die Andersartigkeit, den humoristischen Charakter der Vereinigung betonen sollte. Der Themse-Tunnel war in aller Munde, so konnte man durch die Namenwahl einerseits im Fahrwasser von dessen Berühmtheit schwimmen, andererseits den zeitgenössischen Technik-Enthusiasmus (der oft in unkritischer Bewunderung alles Britischen ausartete, da man in Deutschland in technologischer Hinsicht weit zurücklag) persiflieren und diesem britischen Unternehmen ein rein geistiges deutsches „Vorhaben“ entgegensetzen. Ob man sich dessen bewußt war, daß viel Selbstironie darin mitschwingt, ein über der Spree schwebendes Luftschloß in Gestalt eines Tunnels „bauen“ zu wollen?<sup>12</sup>

Dennoch war sich der Verein seiner Verpflichtung bewußt, dem in London befindlichen Tunnel-Original die nötige Referenz zu erweisen. Fontane zitiert beispielsweise „das von Rudolf Löwenstein gedichtete Tunnel-Lied“, das auf Stiftungsfesten besonders beliebt gewesen sei:

*„Zu London unter der Themse  
Der mächtige Tunnel liegt,  
Der Strom, scheu wie die Gemse,  
Hin über die Tiefe fliegt...“*

Allerdings nicht, ohne sich, eigene Erfahrungen hinzuziehend, darüber lustig zu machen:

*„Wer die Londoner Themse gesehen hat, wird ihr alles Mögliche nachrühmen können, nur nicht den Gemencharakter und die Scheuheit.“<sup>13</sup>*

Neben der Bezeichnung, die ein Berliner Literatenverein 1827 für sich wählte, gibt es aber noch direktere Zeugnisse von der großen Anteilnahme, mit der man den Bau des Themse-Tunnels verfolgte und dann die geglückte Unternehmung bestaunte. Auf einige dieser Zeugnisse soll nun eingegangen werden, bevor der erst 1844 das erste Mal in London weilende Fontane wieder das Wort ergreift.

#### 4. Das Staunen der Reisenden

##### a) Der Fürst in der Taucherglocke

Eine der ungewöhnlichsten und facettenreichsten Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, Hermann Fürst von Pückler-Muskau, machte im Zusammenhang mit dem Themse-Tunnel seinem Ruf als Exzentriker alle Ehre. In den von ihm verfaßten „Briefen eines Verstorbenen“ - einer der berühmtesten und erfolgreichsten Reiseberichte der Welt - beschreibt der Fürst, wie er sich den im Bau befindlichen Tunnel näher angesehen hat. Die erste Besichtigung findet am 19. Juli 1827 statt:

„Ein freundlicher Sonnenblick lockte mich ins Freie, das ich jedoch bald wieder mit dem Unterirdischen vertauschte. Ich besah nämlich den berüchtigten Tunnel, die wunderbare, 1200 Fuß lange Kommunikation unter der Themse. Du hast wohl in den Zeitungen gelesen, daß vor einigen Wochen das Wasser des Flusses einbrach und sowohl den über 100 Fuß tiefen und 30 Fuß breiten Turm am Eingang, als auch den schon 540 Fuß langen, fertigen doppelten Weg gänzlich anfüllte.“<sup>14</sup>

Mit einer Taucherglocke habe man Lehmsäcke auf den Grund der Themse gebracht und mit diesen das in der Tunneldecke entstandene Loch gefüllt. „Eine Dampfmaschine der stärksten Art“, so Pückler weiter, habe bereits das Wasser „fast ganz wieder ausgepumpt“. Sein Gesamteindruck:

„Es ist ein gigantisches Werk, nur hier ausführbar, wo die Leute nicht wissen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen.“

Das Spektakuläre des Werks wird ebenso deutlich wie Pücklers Neid gegenüber den superreichen Briten, die sich eine solche Unternehmung leisten können. In dem wirtschaftlich weit zurückliegenden Deutschland wäre so etwas, das wußte der Fürst, zum damaligen Zeitpunkt nicht möglich gewesen.

Aus Pücklers Stellungnahme spricht auch, so läßt sich vermuten, eigene Erfahrung: Ihn selbst hatte ein Großprojekt - die Anlage des Muskauer Schloßparks - in schwere Geldnöte gebracht. Diese finanziellen Sorgen wiederum bildeten den eigentlichen Grund für Pücklers Englandreise: Er wollte sich in jenem Land, „in dem die Leute nicht wissen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen“, eine reiche Braut suchen. (Sein Vorhaben scheiterte übrigens. Eine der in die engere Wahl genommenen jungen Damen hatte moralische Skrupel, die andren genügten dann doch nicht den finanziellen oder ästhetischen Ansprüchen des Fürsten, der seine persönliche Freiheit nicht zu billig verkaufen wollte).

Das Tunnelprojekt ließ Pückler nicht los. Unter dem Datum des 20. August 1827 ist zu lesen:

„Die Neugierde führte mich heute nochmals zu den Arbeiten am Tunnel, wo ich in der Taucherglocke mit auf den Grund des Wassers hinabfuhr

und wohl eine halbe Stunde dem Stopfen der Lehmsäcke, um den Bruch wieder mit festem Boden zu füllen, zusah. (...) Dieses Behältnis hat keinen Boden... (...) Die Arbeiter hatten herrliche Wasserstiefel, welche 24 Stunden lang der Nässe widerstehen, und es belustigte mich, die Adresse des Verfertigers derselben hier bei den Fischen, 'auf des Stromes untertiefstem Grund', in mein Portefeuille zu schreiben."<sup>15</sup>

Der stets elegant gekleidete Fürst zusammen mit den in rauher Zweckkleidung steckenden Arbeitern, diesen bei ihrem anstrengenden Werk interessiert zusehend: Staunen und Kopfschütteln dürften die Reaktionen der Zeitgenossen gewesen sein, als sie diese Stelle in Pücklers Reisebericht lasen.

#### **b) Fanny Lewald, der Tunnel und die Errungenschaften liberaler Politik**

Daß der Tunnel, wie im „*Stechlin*“ angedeutet, eine Zeitlang als Sehenswürdigkeit gleichwertig neben dem Tower stand, zeigt beispielsweise die Tatsache, daß eine im 19. Jahrhundert populäre Schriftstellerin und Bekannte Fontanes, Fanny Lewald, in der Schilderung ihres Londoner Aufenthaltes (Mai bis Sept. 1850) unmittelbar an eine ausführliche Bestandsaufnahme ihres Besuchs im Tower eine ebenso genaue Beschreibung des Tunnels anschließt; natürlich spielt hierbei auch die geographische Nähe der beiden Sehenswürdigkeiten zueinander eine Rolle.

Fanny Lewald macht zuerst, dabei ebenso knapp wie anschaulich formulierend, den Leser mit der Beschaffenheit des Bauwerks bekannt:

„Durch einen, mit der Cassenbarriere versperrten Gang tritt man in eine hohe, mit Landschaften und anderen Szenen heiter gemalte Rotunde, die ihr Licht durch die Glaskuppel erhält, und steigt aus dieser Halle eine hohe Treppe hinab in den Cylinder, der den Tunnel bildet. Er ist durch Pfeiler der Länge nach in zwei Hälften getheilt. Diese Pfeiler formieren Hallen, zwischen denen sich Krämer aller Art, wie in einzelnen Buden eingerichtet haben. Die taghelle Gasbeleuchtung des Tunnels ist an den Pfeilern angebracht, so daß sie gleich den kleinen Magazinen zu Gute kommen kann. Wir waren auf dem linken Ufer der Themse hinabgestiegen und gingen den Tunnel entlang, bis an das andere Ufer, an dem sich eine ebensolche Aufgangsrotunde befindet.“<sup>16</sup>

Doch bleibt es nicht bei der bloßen Beschreibung der beiden damals wichtigsten Sehenswürdigkeiten. Fanny Lewald läßt keinen Zweifel daran, daß für sie der Tower Mahnmal jener Grausamkeiten ist, die durch „die Macht der Krone“ hervorgerufen werden können. Der Tunnel stellt das Gegenstück dar, er symbolisiert das fortschrittliche England. Die liberale Autorin nutzte so ihr Werk zur Propaganda gegen die in Deutschland herrschende Reaktion. Als auf die immer noch von der „Gottesgnadenschaft“ durchdrungenen deutschen Fürsten gemünzte Anzüglichkeiten muß man viele ihrer Formulierungen verstehen. So äußert sie ihr Unverständnis, daß sich „... verständige Menschen, für die Vorzeit begeistern, daß sie aus dem Pfuhe ihrer Grausamkeit (...) maßgebende Parallelen für die Zukunft ziehen mögen...“<sup>17</sup>

Der Tunnel, von Fanny Lewald bereits zu Anfang ihres Londoner Aufenthaltes in einer Liste der Hauptsehenswürdigkeiten der Metropole aufgeführt,<sup>18</sup> gilt ihr nicht nur als technische Meisterleistung. An ihm will sie demonstrieren, wozu eine Nation fähig ist, wenn sie nicht von einem Monarchen am Gängelband geführt wird.

### c) Max Schlesingers Verbeugung vor dem „großen Werk der britischen Nation“

Fanny Lewalds Beschreibung und politische Vereinnahmung des Tunnels datiert vom 3. Juni 1850. Nur rund zwei Jahre später instrumentalisiert Max Schlesinger das Bauwerk in ähnlicher Weise, indem er es für den Kampf gegen die in Preußen andauernde Reaktion nutzbar macht. Am Tower vorbeifahrend, läßt er sein Boot kurz darauf anlegen, um sich den „berühmten Themsetunnel“ näher anzusehen. Schlesinger unterrichtet seine Leser ausführlich über Geschichte und Umfang des Projekts, vor allem auch über die damit verbundenen Schwierigkeiten.<sup>19</sup>

Max Schlesinger war nicht irgendein Reisender, sondern Kopf eines gegen die deutsche Restaurationspolitik Front machenden Londoner Nachrichtenbüros; jenes Nachrichtenbüros, dessen Berichte so großes Mißfallen bei der preußischen Regierung erregten, daß diese Fontane nach London sandte, um mit einer neuzugründenden „Deutsch-Englischen Korrespondenz“ dem nach Deutschland fließenden liberalen Gedankengut konservative Propaganda entgegenzusetzen. Wie seine Berichte zu aktuellen Ereignissen waren auch Schlesingers „Wanderungen durch London“ voller Spitzen gegen den kleinstaatlichen deutschen Feudalismus. Seine Bewertung des Tunnels ist dafür ein Beispiel.

Schlesinger meint nur vordergründig den Themse-Tunnel und spielt eigentlich auf die deutsche Revolution von 1848 an, wenn er formuliert:

„... dem Engländer bleibt der Stolz zu sagen: Wir führen durch was wir angefangen; kein großes Werk bleibt inmitten der britischen Nation aus Mangel an Hilfe unvollendet...“<sup>20</sup>

### 5. War Fontane im Tunnel?

Eindeutige Antwort: Ja, und zwar während der ersten Englandreise vom 25. Mai bis 10. Juni 1844. Keine ausführliche, aber eine kurze Beschreibung des Themse-Tunnels hat Fontane in „*Von Zwanzig bis Dreißig*“ vorgenommen. Sie läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und wird, wie viele seiner Erinnerungen in diesem Buch, durch kühle Altersdistanz bestimmt:

„Das erste (was er und sein Freund Scherz in London besichtigten; S.N.) war der Tunnel. Er bereitete mir eine große Enttäuschung. Ein so kühn gedachtes und auch ausgeführtes Unternehmen dieser unter das Flußbett getriebene Stollen war, so machte derselbe doch unmittelbar bloß den Eindruck, als schritte man durch einen etwas verlängerten Festungs-Torweg. Großen Ein-

*druck macht immer nur das, was einem im Moment auf die Sinne fällt, man muß die Größe direkt fühlen; ist man aber gezwungen, sich diese Größe erst herauszurechnen, kommt man erst auf Umwegen und mit Hülfe von allerlei Vorstellungen zu der Erkenntnis: 'ja wohl, das ist eigentlich was Großes', so ist es um die Wirkung geschehen. Der Tunnel versagte, desto mächtiger wirkte der Tower."*

Denn der habe allein durch seine äußere Erscheinung „ein gewisses Gruseln“ beim Betrachter erzeugt.<sup>21</sup>

Eine dem Prinzip nach ähnliche, nur ganz anders wertende Betrachtung über den Tunnel findet sich in Fontanes Bericht zum 25. Stiftungsfest der Berliner Sonntagsgesellschaft vom Dezember 1852, aus der Zeit also unmittelbar nach dem zweiten Engländeraufenthalt des Autors. Darin heißt es:

*„Wer jenen Bogengang (des Londoner Tunnels; S.N.) durchschreitet und nur äußerlich sieht, statt innerlich nachzudenken, dem wird jener wunderbare Bau nichts andres dünken als die Wölbung einer Kirche oder ein Kreuzgang, wie er deren hundert schon zuvor durchschritten. Die Größe liegt nicht im Augenschein, sondern im Gedanken, in der Vorstellung, daß Dreimaster über unsren Köpfen hinweggleiten.“<sup>22</sup>*

Das Bauwerk an sich hat Fontane also nicht beeindruckt, nur mit Hilfe seiner Phantasie konnte er dessen „Größe“ empfinden. Mit dem Abstand des Alters allerdings war Fontane selbst dies nicht mehr möglich.

Es paßt zu dem anglophilen Charakter des „Tagebuchs“ von 1844, das eigentlich kein Tagebuch, sondern ein wohl anhand von tagebuchartigen Notizen ausgearbeiteter Aufsatz ist, daß Fontane es darin geschickt vermeidet, seiner später eingestandenen Enttäuschung über den Tunnel Ausdruck zu geben. Der „unvertilgbare Eindruck“, den „diese Riesenstadt“ London auf ihn gemacht hat, wird thematisiert und hinzugesetzt, daß auch ohne die bekannten Sehenswürdigkeiten London unvergleichlich wäre:

*„Nicht die Italienische Oper (...), nicht die zahllosen Kirchen und Theater (...), nicht der angestaunte Tunnel, nicht Westminster mit seinen Sarkophagen und Marmorgruppen, nicht die prächtigen Squares und Säulen, nicht die stolzen Themsebrücken, sie alle nicht machen London zu dem, was es ist, sie könnten fehlen, ohne ihm seine Großartigkeit zu rauben. (...) Die Dresdner Bildergalerie ist reicher und wertvoller als die National Gallery Londons, und selbst der Tunnel macht mehr den denkenden als den fühlenden Menschen staunen, spricht mehr zum Geiste als zum Auge.“<sup>23</sup>*

Neben der wenig eindrucksvollen äußeren Erscheinung des Tunnels gibt es noch andere, im Laufe der Zeit wechselnde Gründe, weshalb Fontane nicht näher auf diese damalige Hauptsehenswürdigkeit eingegangen ist. In dem „Tagebuch“ von 1844 war es ihm wichtiger, alles an London zu loben, in dieses Konzept paßte der indifferente Tunnel nicht hinein. 1852 und 1855-59 aber, als Fontane in London war, um dem beständigen Lob britischer Freiheit und parla-

mentarischer Herrlichkeit (oder jener Emigrantenkritik, der auch der britische Liberalismus noch nicht weit genug ging) etwas entgegenzusetzen,<sup>24</sup> eignete sich der Tunnel, das Symbol britischer Überlegenheit, auch nicht zum Tadel. (Während der beiden längeren London-Aufenthalte war Fontane mehr oder weniger offiziell an die preußische Reaktion gebunden; die Veröffentlichungen erfolgten stets unter dem Druck, das Verhältnis zur Regierung, für die er ja auch nach seiner Rückkehr 1852 wieder arbeiten wollte, nicht zu gefährden, also die Hand, die ihn fütterte, nicht zu beißen.)<sup>25</sup>

Zur Kritik und Polemik besser geeignet waren andere, anfechtbarere Objekte; man vergleiche hierzu Reportagen wie die 1852 entstandene aus dem „leeren Glaspalast“. In ihr wird das vielbestaunte Gebäude, das die im Vorjahr (1851) veranstaltete erste Weltausstellung beherbergte, weitgehend entzaubert.<sup>26</sup> Noch einmal übt Fontane scharfe Kritik am Gebäude und an dem, wofür es steht, als er 1856 seine „Kristallpalast-Bedenken“ formuliert. Wichtiger für die Frage nach dem Tunnel ist jedoch eine einleitende Bemerkung dieses Artikels:

*„Der Kristallpalast ist zur Zeit die Londoner Sehenswürdigkeit par excellence. Um den Tunnel kümmert sich niemand mehr...“<sup>27</sup>*

## 6. Verblässender Ruhm

Die Berühmtheit des Tunnels läßt Mitte des 19. Jahrhunderts bereits nach; es gibt nun andere technische Meisterleistungen, die ihm den Rang der wichtigsten modernen Sehenswürdigkeit ablaufen. Der Kristallpalast als Vorbild aller späteren Glas- und Stahl-Architektur ist da nur ein Beispiel. Für den regelmäßig nach Großbritannien reisenden Julius Rodenberg - der später als Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ mehrere der bekanntesten Romane Fontanes vorveröffentlichte - ist ein Jahrzehnt später das Abwassernetz Londons die wichtigste zeitgenössische Ingenieurleistung. Doch auch das Interesse an diesem, laut Rodenberg, seit 1849 betriebenen System der „mit Wasser durchspülten“ Abwasserkanäle tritt schnell hinter der Begeisterung für ein soeben begonnenes Projekt zurück. Der Startschuß für die Londoner „Underground“, die erste Untergrundbahn der Welt, war gefallen; gebaut wurde diese erste Strecke allerdings noch nach dem „cut-and-cover“-Prinzip: Eine Straße ausheben und den entstandenen Graben abdecken. Eine U-Bahn im eigentlichen Sinn war das noch nicht, eine echte „Tube“ entstand erst 1869. Doch Rodenberg war bereits voller Enthusiasmus:

*„Die größte Revolution in Grund und Boden, auf welchem London steht, aber hat die Anlage der unterirdischen Eisenbahn veranlaßt, deren Bau im vergangenen Herbst (1861) begann und in diesem Frühling (1862) vollendet sein wird, um als achtés Weltwunder alle Völker und Nationen in Erstaunen zu versetzen...“*

Und Rodenberg fährt fort:

*„Dieses unterirdische Eisenbahn-Projekt und seine Ausführung ist wieder einmal ein Beispiel von englischem Unternehmungsgeist und engli-*

scher Arbeitskraft. Die englischen Blätter haben Recht, wenn sie uns Deutsche träge nennen, sowol in politischen als in commerziellen Dingen. Welch' ein Aufstand der Thatkraft, wohin immer wir in England blicken!"<sup>28</sup>

Wenn Fontane in seinem „*Stechlin*“ dem Tunnel ein kleines Denkmal setzt, ist das schon anachronistisch zu nennen; gegen Ende des Jahrhunderts dürfte kaum noch jemand dem unterirdischen Bauwerk Beachtung geschenkt haben. Nur in Fontanes Erinnerung - er ist nach 1859 nie wieder in England gewesen - hat der erste Themse-Tunnel als eine der wichtigsten Londoner Sehenswürdigkeiten fortgelebt.

Bereits Fanny Lewald hat diese Vergänglichkeit des Tunnel-Ruhms vorausgesehen:

„Es offenbart sich eben jenes alte Wunder, daß uns die großen, wahren Wunder so alltäglich werden.“<sup>29</sup>

Der wundersame Tunnel ist in der Tat alltäglich geworden: Er ist nur noch eine von vielen Themse-Unterquerungen des Londoner U-Bahn-Netzes.

#### 7. Fortschrittsenthusiasten.

##### Die Bedeutung des Tunnel-Motivs im „*Stechlin*“

Heute ist die Geschichte des ersten Themse-Tunnels nur einigen Ingenieuren und wenigen traditionsbewußten Londonern bekannt, abgesehen von jenen U-Bahn-Passagieren, die sich die Zeit nehmen, die im U-Bahnhof Wapping angebrachten drei Informationstafeln zu studieren. Dennoch ist die Geschichte des Tunnels nicht unwichtig, kann man sie doch als Beispiel für die Geschichte des technologischen Fortschritts betrachten, der sich trotz erheblicher Rückschläge in unglaublicher Geschwindigkeit Bahn brach - auf Kosten der Gesundheit und des Lebens vieler Menschen.

Fontane jedenfalls hat sich nicht im gleichen Maße wie z.B. Fürst Pückler-Muskau oder Fanny Lewald für den Tunnel interessiert - obwohl eine Berliner Literatenvereinigung, deren wichtigstes Mitglied er war, sich nach der Londoner Sehenswürdigkeit benannt hatte. Die Einstellung Fontanes zum Tunnel wird geprägt durch sein ästhetisches und sein poetisches Empfinden. Er war an nichtgeschichtlichen, zeitgenössischen Sehenswürdigkeiten, wie der Tunnel eine darstellte, wenig interessiert. Der Schottlandreisende Fontane ist angesichts der Fabrikschornsteine in Glasgow sofort nach Edinburgh weitergefahren<sup>30</sup> - nicht Fortschritt in technologischer, sondern in menschlicher Hinsicht galt ein Leben lang sein Interesse.

Bauwerke allgemein erregten nur dann Fontanes Aufmerksamkeit, wenn

1. sie ihn durch ihre Größe oder Erscheinung beeindruckten. Die Londoner Brücken sind hierfür ein Beispiel.<sup>31</sup>

2. sie ihn an außergewöhnliche Menschen aus Poesie und Geschichte oder an große Tragödien erinnerten; man denke an die von ihm besuchten schottischen

Schlösser oder an „Die Brück am Tay“. In dem Ende 1879 entstandenen Gedicht über den Zusammenbruch der Tay-Brücke finden sich zwei Zeilen, die vielleicht am deutlichsten Fontanes Auffassung gegenüber technischen Bauwerken auf einen Nenner bringen:

„Tand, Tand,  
Ist das Gebilde von Menschenhand!“<sup>32</sup>

Dieser Ausspruch der im Gedicht auftretenden Hexen oder Naturgeister wird durch den Kollaps der Brücke auf tragische Weise unterstrichen. Zugführer Johnie wird nicht Recht behalten mit seiner Behauptung, er schaffe es trotz des Sturms, die Brücke zu überqueren:

„Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,  
Die bleiben Sieger in solchem Kampf,  
Und wie's auch rast und ringt und rennt,  
Wir kriegen es unter: das Element.“

Johnie muß sterben, weil er die technischen Leistungen der Menschen überschätzt. Seiner Verblendung (und der aller anderen Beteiligten) ist es zuzuschreiben, daß die Brücke den Zug mit in die Tiefe reißt und zahlreiche Menschen umkommen.

Natürlich läßt sich aus Fontanes Gedicht nur bedingt eine technikkritische Tendenz ableiten bzw. auf seine Einstellung gegenüber einem anderen technischen Meisterwerk, dem Themse-Tunnel, schließen. Doch interpretiert man die zu Anfang dieses Artikels zitierte Stelle aus dem „Stechlin“, dann wird man feststellen können, daß Fontane den Tunnel ähnlich kritisch beurteilt haben dürfte - und in ihm nicht das von Pückler, Lewald und Schlesinger glorifizierte Jahrhundertbauwerk sah.

Im „Stechlin“ singt das Loblied auf den Tunnel der zwielichtige Superintendent Koseleger, den Dubslav ebenso kurz wie treffend so charakterisiert: „Er ist wie 'ne Baisertorte, süß, aber ungesund.“ Und zu Koselegers Ambitionen meint Dubslav: „Alles bloß Eitelkeit und Größenwahn.“<sup>33</sup> Koselegers charakterliches Defizit besteht darin, nicht mit dem Platz, auf den er gestellt wurde, zufrieden zu sein, sondern hoch hinaus zu wollen. Er hat keinen Sinn für Tradition und ergreift somit, im Lichte des vom Roman beabsichtigten Ausgleichs zwischen Alt und Neu betrachtet, zu einseitig für das Neue Partei. Sein Lob für das damals als Land des Fortschritts geltende England legt hiervon Zeugnis ab; im Gegensatz zum eigenen Land sei auf der anderen Seite des Ärmelkanals alles „ein Produkt der Zivilisation“.

Als Beispiel führt „der für alles Fremde schwärmende Koseleger“ (ein aufschlußreicher Erzählerkommentar!) an: Eine Herzogin habe die überhöhte Forderung einer „plastischen Künstlerin“ begleichen müssen, weil letztere sich vor Gericht damit verteidigt habe, sie leiste „*beautifying for ever*“. Eine witzige Episode, die Koseleger aber als lächerliche Figur bloßstellt, weil dieser in dem Gerichtsurteil eine tiefere „gesellschaftliche Verfeinerung“ am Werke sieht.<sup>34</sup> Koselegers konservative Gegenspielerin, die zu sehr am Alten hängt, ist Adel-

heid. Ihre Schimpfrede auf das britische Königreich ist freilich noch lächerlicher als Koselegers Einlassungen, z.B. wenn sie formuliert:

*„Und wenn es dann neblig ist, dann kriegen sie das, was sie den Spleen nennen, und fallen zu Hunderten ins Wasser, und keiner weiß, wo sie geblieben sind.“*<sup>35</sup>

Die vom Erzähler favorisierte Position ist eine mittlere. Sie wird eingenommen von Lorenzen, der die positiven wie negativen Seiten des britischen Fortschritts sieht, der einerseits für die Briten „schwärmte“, andererseits den Zustand bedingungslosen Schwärmens hinter sich gelassen hat und die Nachteile des „Kults vor dem goldenen Kalbe“ erkennt.<sup>36</sup>

Bereits an diesem kleinen, scheinbar unwichtigen Motiv des Themse-Tunnels wird offenbar, daß ein gängiger, von Georg Lukács griffig formulierter Vorwurf an den „alten Fontane“, „die Kräfte der Erneuerung“ lägen „völlig außerhalb seines dichterischen Horizontes“, keineswegs zutrifft.<sup>37</sup> Fontane lehnt Erneuerung bzw. Fortschritt keineswegs ab, er macht nur auf dessen Grenzen aufmerksam, zeigt die damit verbundenen Gefahren. Anders formuliert: Eine technische Errungenschaft ist weder gut noch schlecht, es kommt darauf an, wie der Mensch mit ihr umgeht.<sup>38</sup>

Wie gezeigt, charakterisiert Fontane manche seiner Figuren, indem er sie ihre Einstellung zum Fortschritt oder zu dem Land des Fortschritts (England) aussprechen läßt. Nicht nur Koseleger, sondern noch eine andere Romanfigur wird auf diese Weise mit einem Tunnel in Verbindung gebracht: Melusine. Ihre folgende Bemerkung läßt ebenfalls Schlüsse zu:

*„Interesse hat doch immer nur das Vabanque: Torpedoboote, Tunnel unter dem Meere, Luftballons.“*<sup>39</sup>

Melusine erkennt zwar, daß es sich bei technischen Errungenschaften um ein „Vabanque“-Spiel handelt. Daß sie die damit verbundenen Gefahren aber nicht wahrzunehmen scheint (wohin das führen kann, hat das Beispiel des Zugführers Johnie aus „Die Brück am Tay“ bereits gezeigt), entlarvt ihren partiell oberflächlichen Charakter. Die von ihr gewählten Beispiele bunt zusammengewürfelte, noch nicht vorhandener „Segnungen“ des Fortschritts demonstrieren ihren Übermut.

Ebenfalls ist es ein Zeichen von Oberflächlichkeit, daß Melusine an dieser Stelle eines Gesprächs zwischen ihr, Gräfin Berchtesgaden und Woldemar wenig Interesse für den Gesprächsgegenstand Pastor Lorenzen aufzubringen vermag. Ohne ihn zu kennen, macht Melusine sich über Lorenzen lustig, tut ihn als „Säulenheiligen“ ab.<sup>40</sup> Erst am Ende des Gesprächs gewinnt Melusines lebenswürdige Natur wieder die Oberhand. Sie anerkennt Lorenzens Streben nach mehr Mitmenschlichkeit, das in der Person des portugiesischen Joao de Deus verkörpert wird: „Das ist schön.“<sup>41</sup>

Einerseits ist Melusine verständnisvoll und hilfsbereit, andererseits ist sie impulsiv, redet und handelt unüberlegt. Von letzterem legt noch ein weiterer Tunnel Zeugnis ab, den sie auf ihrer Hochzeitsreise durchquert hat, nach ihrer -

offenbar übereilten - Heirat mit dem italienischen Grafen Ghiberti. In dem „großen Apennintunnel“, so erzählt Melusine der Baronin Berchtesgaden, habe Ghiberti seinen wahren Charakter offenbart und ihr gezeigt, „welchem Elend ich entgegenlebte“. Seither sei sie, Männern gegenüber, „ein gebranntes Kind“.<sup>42</sup>

In dieser Textstelle wird angedeutet, daß der italienische Graf seine junge, unerfahrene Frau vergewaltigt hat. Es offenbart Melusines geringes Einschätzungsvermögen, wenn sie Woldemar ähnliche sexuelle Rücksichtslosigkeiten zutraut, wie Ghiberti sie anscheinend an ihr verübt hat. Auf die Verlobung ihrer Schwester reagiert sie wie folgt:

„‘Ach, meine liebe Armgard’“, sagte Melusine, ‘wenn du wüßtest! Ich habe nur die Freude, du hast auch die Last.’“<sup>43</sup>

Eine „Last“, die Armgard nach der Hochzeit allerdings mit Freuden trägt - hat sie, ruhig und überlegt, doch die richtige Wahl getroffen.

Eine m.E. notwendige Neubewertung der Hauptfiguren des „Stechlin“ bzw. Neuinterpretation des Romans sei mit diesen wenigen Bemerkungen nur angedeutet. Zusammenfassend läßt sich feststellen: Koseleger und auch Melusine geben sich durch ihre unkritischen Vorlieben für England, Tunnel oder Torpedoboote Blößen. Der Superintendent wird von Fontane, u.a. unter Einsatz des Motivs „Themse-Tunnel“, als unkritischer Schwärmer vorgeführt, während die allgemein sehr positiv gezeichnete Melusine u.a. mit Hilfe der „Vabanque“-Bemerkung oder der Apennin-Tunnel-Episode als übermütig und etwas oberflächlich dargestellt wird. Nicht zuletzt aus diesem Grund dürfte Woldemar sich bei seiner Brautwahl für die nachdenklichere und rücksichtsvollere Armgard entschieden haben.

Fontanes Einstellung gegenüber der vielleicht weltweit wichtigsten Sehenswürdigkeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem Themse-Tunnel, läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß die paradoxe Bezeichnung „Tunnel über der Spree“ auch von ihm hätte stammen und im „Stechlin“ hätte stehen können. Sie paßt gut zu dem berühmtesten „Tunnel“-Mitglied, wenn man in ihr nicht, wie der „Witzbold“ Saphir es allem Anschein nach gewollt hat, einen groben Spaß, sondern eine ironische Antwort der Dichtung auf das beginnende Industriezeitalter sieht.

#### Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane: Der Stechlin. Roman. München 1969. (=Nymphenburger Taschenbuch-Ausgabe in 15 Bänden, Band 13.) S. 263.
- 2 Vgl. Theodor Fontane (siehe Anm. 1), S. 434. Die Bauarbeiten dauerten nicht 20, sondern 18 Jahre.
- 3 Zu den angegebenen Einzelheiten aus Brunels Leben bzw. der Geschichte des Tunnels vgl., sofern nicht anders angegeben: Gösta E. Sandström: The history of tunnelling. Underground workings through the ages. London 1963. S. 209.  
Über Brunels Leben informiert ausführlicher, allerdings weniger objektiv: Richard Beamish: Memoir of the life of Sir Marc Isambard Brunel. 2., revidierte Aufl. London 1862.

- 4 „Selten hat eine Bauunternehmung so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen - national und international -, wie der Themse-Tunnel. Man sprach darüber auf der ganzen Welt...“ (Meine Übers.) Vgl. Gösta E. Sandström (siehe Anm. 3), S. 211.
- 5 Vgl. Gösta E. Sandström (siehe Anm. 3), S. 215.  
Eine detailliertere Darstellung der Baugeschichte des Tunnels hat erst kürzlich das noch junge Brunel-Museum in London-Rotherhithe (das im alten Maschinenhaus des Tunnels untergebracht ist) publiziert; vgl.: Andrew Mathewson & Derek Laval: Brunel's Tunnel... and where it led. Edited by Corinne Orde. Published by Brunel Exhibition Rotherhithe. London 1992.  
Nicholas G. de Salis, dem rührigen Gründer und Leiter des Museums (das jeden ersten Sonntag im Monat zwischen 12 und 16 Uhr besichtigt werden kann), ist es zu danken, daß im Sommer 1993, anlässlich des 150. Jahrestages der Fertigstellung des Bauwerks, eine Ausstellung in der Londoner Institution of Civil Engineers die Tunnel-Geschichte dokumentierte. Dazu wurde ein informativer Katalog erstellt: Michael M. Chrimes u.a.: The triumphant bore. A celebration of Marc Brunel's Thames Tunnel. London 1993.
- 6 Vgl. Gösta E. Sandström (siehe Anm. 3), S. 216ff., oder Mathewson/Laval (siehe Anm. 5), S. 54-57.  
Die ursprünglich geplanten zusätzlichen, riesigen Einfahrtsschächte, die es Wagen ermöglicht hätten, den Tunnel zu durchfahren, wurden nie gebaut - das Projekt hatte, so befand man an höchster Stelle, bereits zuviel Geld verschlungen. Der Prestigeerfolg, Menschen erstmals die Unterquerung eines Flusses ermöglicht zu haben, und sei es auch nur zu Fuß, genügte der britischen Regierung. 1865-69 wurden die Zufahrten für die Eisenbahn gebaut, 1948 übernahm London Transport die Strecke. Seither fahren täglich Hunderte von U-Bahn-Zügen durch Brunels einstmals so berühmten Tunnel. Die U-Bahn-Station Wapping befindet sich in den Fundamenten des einen der beiden früheren Eingangsschächte. Blickt man von hier in den - rauchgeschwärzten - Tunnel oder nach oben in das hohe Rund des mächtigen Schachts (die laternengeschmückte Wendeltreppe und das prächtige Dach existieren freilich nicht mehr), dann fühlt man sich einen Moment lang in die Vergangenheit zurückversetzt - bis der nächste Zug heranrattert und mit quietschenden Bremsen hält.
- 7 Nur wenige Schritte vom Kassenhäuschen zum Tower of London entfernt steht ein kleines, rundes Gebäude, dessen verschlossene Tür die Eingangspforte zum zweiten Themsetunnel ist. Ein Ingenieur namens James Henry Greathead hatte Brunels Schild weiterentwickelt und damit 1869 - in nur einem Jahr! - diesen zweiten Tunnel gebohrt. Die Passagiere wurden mit Hilfe eines „cable car“ durch die schmale Röhre befördert, daher gilt die „Tower Subway“ auch als Vorläufer der (übrigens später von Greathead initiierten und gebauten) „Tube“ und somit als erste (Miniatur-)U-Bahn der Welt. Mit der Eröffnung der Tower Bridge 1896 wurde der zweite Themse-Tunnel gesperrt, er birgt seitdem Wasserleitungen. Über diesen Tunnel bzw. die Entwicklung der U-Bahn hat sich Fontane meines Wissens nie geäußert. Vgl. zur Geschichte: Archibald Black: The story of tunnels. New York, London 1937, S. 31f.
- 8 Vgl. Gösta E. Sandström (siehe Anm. 3), S. 216ff.
- 9 Vgl. Theodor Fontane: Aufsätze und Aufzeichnungen. Christian Friedrich Scherenberg. Hrsg. v. Jürgen Kolbe. Frankfurt/M. u.a. 1979. (=Erinnerungen, ausgewählte Schriften und Kritiken. Hrsg. v. Walter Keitel u.a. / Ullstein-Ausgabe „Werke und Schriften“, Band 29.) S. 28.  
Vgl. auch den Aufsatz von Roland Berbig: „Der Tunnel über der Spree“. Ein literarischer Verein in seinem Öffentlichkeitsverhalten. In: Fontane-Blätter, Heft 50 der

- Gesamtreihe. Potsdam 1990. S. 18-46. Berbig bescheinigt Saphir eine Vorliebe für „Satire in Form eines unbändigen und ungezügelter Wortwitzes“ (S. 20) und bestätigt damit Fontanes Einschätzung, der Gründer sei ein „Witzling“ gewesen - von der dem Ausdruck „Witzling“ eigenen negativen Bedeutung einmal abgesehen.
- 10 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Hrsg. v. Otto Drude. Mit zahlreichen Abbildungen. Frankfurt/M. 1987. (=Insel-TB 985.) S. 178.
  - 11 Vgl. Theodor Fontane (siehe Anm. 10), S. 178 (Zitat) bzw. S. 183f. für die erwähnten Bezeichnungen.
  - 12 Joachim Krueger, der sich mit der Namensgebung des „Tunnels“ beschäftigt hat, weist vor allem auf die Spottlust hin, mit der die Dichtergesellen die Probleme des Londoner Tunnelbaues begleiteten. Z.B. reimte ein Emil Jacobi 1832:  
 „Der Brunnel hat zwar auch gemacht  
 In London seines Tunnels Schacht.  
 Doch fehlte seinem Werke  
 Die Stärke.“  
 Vgl. J. Krueger: Der Tunnel über der Spree und sein Einfluß auf Theodor Fontane. In: Fontane-Blätter Band 4, Heft 3 (Heft 27 der Gesamtreihe). Potsdam 1978. S. 202.
  - 13 Zu diesem und dem vorhergehenden Zitat vgl.: Theodor Fontane (siehe Anm. 10), S. 189f.  
 Auch das „Festlied zum vierten Stiftungstage des Tunnels über der Spree, den 3. December 1830, mitgetheilt von Bürger“ gedenkt, allerdings ohne der humoristischen Verpflichtung des Namens gerecht zu werden, dem Londoner Partron:  
 „Londen gab uns zum Lehn,  
 Dich, den wir vor uns seh'n,  
 Durch den wir sind und geh'n;  
 Heil, Tunnel Dir!“  
 Vgl. den Faksimile-Abdruck des ganzen Liedes bei: Peter Wruck: Die Marseillaise im Sonntagsverein. Europäische Nationallieder und Nationalhymnen auf dem 13. Stiftungsfest des Berliner „Tunnel über der Spree“ im Jahre 1840. In: Fontane-Blätter, Heft 51 der Gesamtreihe. Potsdam 1991. S. 45.
  - 14 Hermann Fürst von Pückler-Muskau: Briefe eines Verstorbenen. Vollständige Ausgabe. Neu hrsg. v. Heinz Ohff. Berlin 1986. S. 692 (auch die folgenden Zitate befinden sich, falls nicht anders angemerkt, auf dieser Seite).  
 Ohff nennt Pückler den „Fürst der deutschen Literatur“ und hebt den „Bestseller“-Charakter der ab 1830 in vier Bänden erschienenen „Briefe eines Verstorbenen“ hervor (vgl. die Einleitung, bes. S. VII).
  - 15 Vgl. Pückler-Muskau (siehe Anm. 14), S. 711.
  - 16 Vgl. Fanny Lewald: England und Schottland. Reisetagebuch. Zweite Ausgabe. Zwei Bände. Berlin 1864. 1. Band, S. 208f.
  - 17 Vgl. Fanny Lewald (siehe Anm. 16), 1. Band, S. 203.
  - 18 Vgl. Fanny Lewald (siehe Anm. 16), 1. Band, S. 72.
  - 19 Vgl. Max Schlesinger: Wanderungen durch London. Zwei Bände. Berlin 1852. 2. Band, S. 17-26.
  - 20 Vgl. Max Schlesinger (siehe Anm. 19), 2. Band, S. 22.
  - 21 Vgl. Theodor Fontane (siehe Anm. 10), S. 167f.

- 22 Vgl. den Abdruck bei Joachim Krueger (siehe Anm. 12), S. 203.
- 23 Zitiert nach: Theodor Fontane: Wanderungen durch England und Schottland. Hrsg. v. Hans-Heinrich Reuter. 2. Aufl. Zwei Bände. Berlin (Ost) 1991. 1. Band, S. 65.
- 24 Es finden sich in „Ein Sommer in London“ allerdings drei Erwähnungen des Themsetunnels, und zwar in folgenden Kapiteln (die Seitenangaben beziehen sich auf den in Anm. 23 genannten Band):  
 „Long Acre 27“: „Und rietest du von der Kuppel St. Pauls an bis in den letzten Winkel des Themsetunnels hinein, just an der Stelle würdest du vorübergehn, von der aus ich mich anschicke, dir diese Zeilen zu schreiben“ (S. 158).  
 „Zahlen beweisen“: „Die Verbindung zwischen beiden Stadtteilen (zwischen dem Süden und Norden Londons; S.N.) wird - den Tunnel uneingerechnet - durch sieben Brücken bewerkstelligt...“ (S. 212)  
 „Blackwall“: „Weiter gehts; über den Tunnel hin fahren wir (mit einem Boot; S.N.) an bunten Barken und Fähnlein vorbei...“ (S. 280)
- 25 Vgl. hierzu den von Fritz Behrend kommentierten Abdruck der Anstellungsverträge in: Behrend: Theodor Fontane und die „Neue Aera“. In: Archiv für Politik und Geschichte. Band 2 (November). Berlin 1924. S. 475-497.  
 Meine z. Zt. entstehende Dissertation wird versuchen, diesen bisher von der Forschung vernachlässigten Einfluß, den Fontanes Abhängigkeit von den politischen Zuständen in Preußen auf seine Arbeiten hatte, genauer zu beschreiben.
- 26 „Ein Gang durch den leeren Glaspalast“ wurde zuerst 1852 in der ministeriellen Berliner „Preußischen (Adler-)Zeitung“ abgedruckt und dann als Kapitel in das 1854 veröffentlichte Buch „Ein Sommer in London“ aufgenommen. Die Reportage schildert Herbststimmung im Kristallpalast; die Jahreszeit korrespondiert mit dem verfallsartigen Zustand, in dem sich das berühmte Gebäude befindet. Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 23), 1. Band, S. 156.  
 Neben dem Kristallpalast bietet Fontane u.a. der mißglückte Stapellauf des Riesenschiffes „Leviathan“ Gelegenheit zu hintergründiger Kritik an britischer Fortschrittsgläubigkeit; vgl. den in der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung“ erschienenen Artikel „Ein merkwürdiger Stapellauf“ vom 3. Nov. 1857, abgedruckt in: Th. Fontane (siehe Anm. 23), 1. Band, S. 516-520. Ein interessantes Faktum am Rande: Der „Leviathan“ wurde von Isambard Kingdom Brunel gebaut, dem Sohn des Tunnel-Erbauers! Der Vater soll aus Gram über den Tunnel-Fehlschlag (er bekam keine Erfolgsprämie, der Tunnel wurde nicht an den Verkehr angebunden) gestorben sein, der Sohn aus Gram über die Probleme mit seinem Schiffsprojekt.
- 27 Der Artikel erschien am 29. Mai 1856 in der „Vossischen Zeitung“. Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 23), 1. Band, S. 451.
- 28 Julius Rodenberg: Tag und Nacht in London. Eine Wanderung durch die Weltstadt. Vierte, neu durchgesehene Auflage. Berlin 1863. Zu den Abwasserkanälen vgl. S. 237-39, zur U-Bahn S. 239 (1. Zitat) und S. 242 (2. Zitat). Vgl. auch weitere, ähnlich enthusiastische Äußerungen Rodenbergs über die „Underground“ in seinem Buch: Ferien in England. Berlin 1876. S. 93-100.  
 Das von Brunel eingeführte, von Greathead weiterentwickelte Schildvortriebverfahren hat den Bau der eigentlichen, mittels Bohrung in den Untergrund getriebenen Londoner U-Bahn erst möglich gemacht. Über den Hintergrund des U-Bahn-Baus unterrichtet: Gösta E. Sandström (siehe Anm. 3), S. 237ff. Auf unterhaltsame Weise über die Londoner U-Bahn informieren kann man sich in Barbara Vines neuem Roman: König Salomos Teppich. Zürich 1993.
- 29 Vgl. Fanny Lewald (siehe Anm. 16), 1. Band, S. 211.

- 30 Soweit die Schilderung am Ende des viertletzten Kapitels von „Jenseit des Tweed“; vgl. Fontane (siehe Anm. 23), 2. Band, S. 272f.
- 31 Vgl. die Bewertung der Brücken in „Ein Sommer in London“, in: Th. Fontane (siehe Anm. 23), 1. Band, S. 178f.
- 32 Vgl. für dieses und das nachfolgende Zitat den Abdruck des Gedichts in: Theodor Fontane: Gedichte. Hrsg. v. Joachim Krueger und Anita Golz. Band 1. Berlin und Weimar 1989. (=Aufbau-Ausgabe.) S. 166-168.
- 33 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 186.  
Wie zutreffend Dubslavs Charakterisierung ist, zeigen die Klagen des Superintendenten gegenüber Lorenzen, daß „der Becher“, der „den Durst“ seines Ehrgeizes stillen solle, „Quaden-Hennersdorf“ heiße - was für den Superintendenten also ein Synonym ist für „zurückgebliebene Provinz“.
- 34 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 266.
- 35 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 263-265, Zitat S. 264.
- 36 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 232.
- 37 Vgl. den Aufsatz „Der alte Fontane“ von Georg Lukács, in: Lukács: Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten. Neuwied, Berlin 1964. (=Werke, Band 7.) S. 497 (Zitat). Zu einem ähnlichen Ergebnis war bereits Julius Petersen in seiner Betrachtung des „Stechlin“ gekommen: „Dem Realisten Fontane ist das Sein wichtiger als das Werden. Er kann den Adel nur darstellen, wie er ist, und so wie er ist, ist er gut und soll er bleiben.“ Vgl. Petersen: Fontanes Altersroman. In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Begr. v. August Sauer u.a. 29. Band. Stuttgart 1928. S. 54.  
Zum Romanthema Alt und Neu vgl. z.B. Reuters Feststellung, der „Stechlin“ sei ein Beitrag zur „Bewältigung der Widersprüche zwischen alt und neu“ (Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Zwei Bände. München 1968. 2. Band, S. 832).  
Meine in der Entstehung befindliche Dissertation wird sich detailliert mit dem Englandmotiv im „Stechlin“ und dessen Bedeutung für die Romanaussage befassen.
- 38 Dafür finden sich noch andere Beispiele. Z.B. hat Wulf Wülfing bereits in einem Artikel gezeigt, wie ausgiebig Fontane das Motiv der Telegraphie in seinen Romanen verwendet und Vorteile wie Nachteile des Telegraphierens (Schnelligkeit etc. auf der einen, Unpersönlichkeit etc. auf der anderen Seite) zur Motivierung der Handlung oder Charakterisierung der Personen eingesetzt hat. Vgl. Wulf Wülfing: Fontane, Bismarck und die Telegraphie. In: Fontane-Blätter. Heft 54 der Gesamtreihe. Potsdam 1992. S. 18-31.
- 39 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 160.
- 40 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 161.
- 41 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 163.
- 42 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 306.
- 43 Vgl. Th. Fontane (siehe Anm. 1), S. 253.

Michael Masanetz, Leipzig

„In Splitter fällt der Erdenball / Einst gleich dem Glück von Edenhall“<sup>1</sup>

Fontanes „Unwiederbringlich“ - das Weltuntergangsspiel eines postmodernen Realisten (Teil 2)

Ganze dreizehn Druckseiten nimmt der Ausgang des Romans bis zum tödlichen Finale in Anspruch: drei Kapitel, die sinnfällig semantische Symmetrie zu den neun gleichfalls auf Angeln spielenden Eingangsabschnitten herstellen. „Das Ende ist nur die grausame Erfüllung dessen, was schon zu Beginn gegeben war...“<sup>2</sup>. Gemäß unserer Auffassung des Textes als eines analytischen „Dramas“ (vgl. FBL 52/1991) sehen wir - anders als L. Voss - das Verweisungssystem des Werkes in doppeltem Dienste stehen. Es deutet nicht lediglich voraus, sondern - beinahe in erster Linie - auf ein Geschehen vor der eigentlichen Handlungszeit. Diskrete Aufklärungsarbeit enthüllt so die Ursache jener immer schon besiegelten Katastrophe, in deren Verlauf die Eskapade des Grafen Holk - ganz gegen den Augenschein - geradezu als retardierendes Moment fungiert. Erst die zweite Hochzeit des Paares führt zum Ziel, dem Untergang der Heldin, das mit dem Vollzug der ersten Trauung bereits anvisiert wurde. Beide Eheschließungen finden ausgerechnet am Johannistag statt (254), der doch als ausgesprochener Unglückstag gilt, von dem jeder in den Volksaberglauben Eingeweihte weiß: „nixe fordern Johannis ihr opfer“<sup>3</sup>, - ein Wasseropfer selbstverständlich. An jenem 24. Juni des Jahres 1861 setzt sich nicht lange nach dem zwölften Glockenschlag, also wieder zur mittäglichen Geisterstunde, der Festzug vom „Schloß am Meere“ aus zur Holkebyer Dorfkirche hin in Bewegung. Diesen Hochzeitszug hatte Christine einst sich im Traum verwandeln sehen in einen Trauerzug (67); und wie Sperata, die unglückliche Mutter der inzestgezeugten Mignon auf ihrer Beerdigung, wird auch die Gräfin Holk von den Dorfbewohnern zur „Heiligen“ gemacht (253). Die Mutter Adam Estrids, des Mignon von Holkenäs<sup>4</sup>, trägt allerdings das Stigma jener Zweideutigkeit, die im Worte „sacer“ webt: „geheiligt/einer unterirdischen Gottheit zur Vernichtung geweiht/verflucht“.<sup>5</sup> So legt dann auch Holks Kopenhagener Dienstherrin - im Entwurf - hinsichtlich Christines eine entschiedene Skepsis an den Tag:

*„Die Gräfin soll eine Heilige sein, man kennt das schon. Und wenn, wenn wirklich, ich glaube nicht an solche Wirklichkeiten, dann muß sie glücklich sein, all die heiligen Qualitäten zeigen und sich mit Martyrium und Entsagen und etwas protestantischen Klostertum antun zu können.“<sup>6</sup>*

Zur lichten Heiligen ist Christine in der Tat ungeeignet, die Huldigung der Bauerntöchter bereitet ihr „mehr Pein als Freude“, denn das „Unterirdische“ wartet schon auf sie. Auf dem Weg zur Trauung kommt die Gesellschaft an der Kirchhofsmauer vorbei, und der Erzähler versäumt es nicht, an Asta und Elisa-

beths Spukerlebnis zu erinnern, welches ja auf das - unsretwegen in der Nachfolge der „Wahlverwandtschaften“ oder der „Frau vom Meere“ auch „übersinnlich“ - Sündhafte bei der Zeugung Adams hinweist<sup>7</sup>, den tiefsten Grund von Christines Unglück, die inzestuöse Fixierung an den Bruder-Vater. Man überquert den Friedhof, „den man um diese Zeit am besten gar nicht betritt“<sup>8</sup>, weil hier der Teufel als Mittagsdämon umgeht, passiert die verfallende Familiengruft, die „Stelle, wo es liegt“, um schließlich in die Kirche einzutreten, - die in anderen Breiten aus Dämonenfurcht mittags geschlossen gehalten wird. „Da stand Petersen... grad und aufrecht wie vor neunzehn Jahren, als er auch an einem Johannistage, die Hände beider ineinandergelegt hatte.“ Es schließt sich der Kreis. Nichts kann beim zweiten Versuch gut werden, wenn schon der erste im Tageszeichen des Unheils stand.<sup>9</sup>

Fontane greift in *Unwiederbringlich* eine Tradition auf, die bis „König Oidipus“ zurückreicht und etwa über Schillers „Braut von Messina“ bis zu den Modernen, zu Ibsen und Hauptmann führt. Der Roman entsteht in den Jahren, in welchen sein Autor mit seltener Intensität die Stücke des Norwegers bespricht und den Dichter von „Vor Sonnenaufgang“ als die „Erfüllung“ Ibsens preist;<sup>10</sup> *Unwiederbringlich* ist für uns die Antwort Fontanes auf die Moderne im Sinne ihrer postmodernen Überbietung. Wie Ibsen, Hauptmann und Wagner greift er auf die Menschheitsthemen des klassischen Dramas, auf Schuld und Verhängnis durch Ehebruch und Inzest zurück. Gerade weil aber das Inzestmotiv zu den mächtigsten Obsessionen Fontanes zu rechnen ist - *Geschwisterliebe* hieß sein erster Prosatext, und eine Freudsche Fehlleistung läßt ihn noch am Ende seiner Tage diesen Titel dem Stormschen Inzest-Gedicht „Geschwisterblut“ zuschreiben<sup>11</sup> - gehört es in den Werken kaum zum „Gesagten“ der Oberfläche, oft jedoch zum „Gemeinten“ der Tiefenschicht, zu der gelegentlich von jener harmlos-beiläufige „Einstiege“ hinabführen, getarnt durch Evidenz.

*Ah, sahst du die zwei Schwalben? Es war als, als haschten sie sich und spielten miteinander. Vielleicht sind es Geschwister, oder vielleicht ein Pärchen. Oder beides.*

*Die Schwalben nehmen es nicht so genau. Sie sind nicht so diffizil in diesen Dingen.<sup>12</sup>*

Die Tarnung besteht hier in *Cécile* auch aus der - von der Fabel her gesehenen - Abwegigkeit des Gesprächs. Der scheinbaren freilich, denn uns eröffnet sich darin durchaus ein Weg zum Mittelpunkt des Romans, zumal der ornithologischen Bilder bei Fontane im einschlägigen Zusammenhang noch mehr sind.

Die Naturalisten hatten das Inzestthema aus den poetischen Nischen des Privat-Pikanten heraus- und von den Höhen des „Allgemein-Menschlichen“ heruntergeholt und es neben Alkoholismus, Geschlechtskrankheiten etc. zu den Emblemen einer durch Vererbung degenerierenden Welt des Alten geschlagen. Fontane, der seit *Vor dem Sturm* des öfteren die Degenerationserscheinungen der Adelsinzucht spöttisch reflektiert, behält sich doch vor, die individual- und menschheitsgeschichtliche Dimension von Inzest, Inzesttabu und Tabuübertretung nicht vorschnell unter eugenischem oder volkshygienischem

Aspekt wegzuschneiden. Im Inzesttabu ist schärfste Opposition von Natur und Kultur fixiert; wird dieses Tabu gebrochen, wird nicht i r g e n d e i n Gesetz, sondern das kulturstiftende Grundgesetz der patriarchalischen Gesellschaft übertreten<sup>13</sup>, hat nicht privatistische Verfehlung, sondern eine Art Revolution stattgefunden. Richard Wagner verlieh im - von Fontane aufmerksam gelesenen - „Ring des Nibelungen“ diesem Wissen wohl als erster „Moderner“ Gestalt:

Achtest du rühmlich/der Ehe Bruch,/so prahle nun weiter/und preis' es heilig,/daß Blutschande entblüht/dem Bund eines Zwillingspaars./(...) bräutlich umfing/die Schwester der Bruder!/Wann - ward es erlebt,/daß leiblich Geschwister/sich liebten? (...) So ist es denn aus/mit den ewigen Göttern,/seit du die wilden Wälsungen zeugtest?/(...) Nichts gilt dir der Ehren/heiligen Sippe; (...) <sup>14</sup>

U. E. wäre Obenstehendes sehr gut als Motto von *Unwiederbringlich* denkbar, geht es doch hier um genau jenen Konnex von Ehebruch, Inzest u n d „göttlicher Weltordnung“, wie ihn Wagners Hauptwerk thematisiert. - Kein Geringerer als Marx griff - Wagners Intentionen verkennend - eben diese Stelle mit einem mütterrechtlichen Argument an, das uns - schon wegen seiner textlichen Umgebung - gleichfalls zu Fontane zurückführt; „In der Urzeit w a r die Schwester die Frau, u n d d a s w a r s i t t l i c h.“ Nicht zufällig teilt uns F. Engels das Marxsche Statement im Kapitel „Die Familie“ seines auf Bachofen und Morgan basierenden Buches „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ von 1884 mit, geht es hier doch um „Urzustand“, „Blutverwandtschaftsfamilie“, „ursprüngliche Kommunistische Gesamthaushaltung“, in denen „das Verhältnis von Bruder und Schwester (...) die Ausübung des gegenseitigen Geschlechtsverkehrs von selbst in sich ein(schließt).“<sup>15</sup> Aus berufenem Munde, dem eines Berufsrevolutionärs, ist das Stichwort gegeben: Ursprung als Ziel, der geheime Sinn jeder Revolution. Fontane sah das nicht anders. Die „Neigung, wieder bei Adam und Eva anzufangen“, die den angekränkelten Graf Haldern auszeichnet, seine Sehnsucht nach dem Paradies schwesterlich anmutender Liebe zur gleichfalls „angekränkelten“ Stine, wird vom realitätsbewußten Onkel präzise als spezifisch Haldernscher Beitrag zum „Vorwärts- oder meinetwegen auch Zurückruck (...) de(s) weltgeschichtlichen Umschwungrade(s)“ eingeschätzt und folgerichtig abgelehnt: „Adam, Neugebinn der Menschheit, Paradies und Rousseau - das alles sind wundervolle Themata, für die sich in praxi alle diejenigen begeistern mögen, die dabei nur gewinnen und nichts verlieren können (...)“<sup>16</sup>

Die mythologischen Wortmarken zumindest weisen auf eine nicht lediglich soziale Deutung der „heraufbeschworenen Zukunft“ hin. Im Neuen würde der „Urzustand“ auch und gerade im Intimsten - cum grano salis - wiederkehren, das von Fontane favorisierte und gefürchtete „Natürliche“ würde sich Bahn brechen, etwa, wie er mit dem Spatzengleichnis von Stine sagt, als „Extravaganzen eines (...) vielleicht auch ungeordneten Familienlebens (...) immer frère cochon (...) und nicht wählerisch (...)“. Ausdrücklich läßt der Autor seine Figur die „Parallelstellen“ auch des „tier-weltlich Intrikateste(n)“ in der menschlichen Lebenswelt

hervorheben: ohne Erfolg bei den Interpreten bisher. Dem Reinen ist alles rein...

Uns aber ist es hier um die intertextuellen Bezüge der angeführten Beispiele zu *Unwiederbringlich* zu tun. Dort finden wir selbst solche „harmlosen“ Offenherzigkeiten kaum, es spukt nur hinter den Szenenbildern, die der von ihnen bezahlte Autor den feinen Lesern der feinen „Deutschen Rundschau“ stellt. Die realistischen Kruditäten regieren in geschichtlich/mythologische Konversation, aufgelöst aus dem Untergrund das Stück, das sich durch die Souffleur-Worte des listigen Alten nach und nach zu einem ganz anderen entwickelt, als es die auf gehobene Konvention gestellten Konsumenten in sich zu genießen vermeinen. Das ist postmodern: sich der konventionellen Publikumserwartung (formal wie inhaltlich) *b e d i e n e n* (statt sie evident zu verletzen), um sie desto radikaler zu desavouieren. Aber noch in einem anderen Sinne kommt Fontane das Attribut „postmodern“ mit einigem Recht zu: was man - z. B. im Hinblick auf die Ibsen-Rezeption - als seinen Konservatismus bezeichnet hat<sup>17</sup>, läßt sich eher als Überwindung der Moderne aus dem ironischen Geist des Realitätsprinzips begreifen. Am bündigsten wohl formuliert in der „Gespenster“-Besprechung“ von 1887, die in nichts Geringerem als einem *C r e d o* gipfelt:

*Unsere Zustände sind ein historisch Gewordenes, die wir als solche zu respektieren haben. Man modle sie, wo sie der Modlung bedürfen, aber man stülpe sie nicht um. Die größte aller Revolutionen würde es sein, wenn die Welt, wie Ibsens Evangelium es predigt, übereinkäme, an die Stelle der alten, nur scheinbar prosaischen Ordnungsmächte die freie Herzensbestimmung zu setzen. Das wäre der Anfang vom Ende. Denn so groß und stark das menschliche Herz ist, eins ist noch größer: seine Gebrechlichkeit und seine wetterwendische Schwäche.<sup>18</sup> (Hervorhebung - der Verf.)*

Freie Herzensbestimmung drängt zum Ausagieren des Begehrens: „Der natürliche Mensch will leben, will weder fromm noch keusch noch sittlich sein (...)“. Der Zusammenstoß mit den „Ordnungsmächten“ ist die Konsequenz des Natürlichen, wobei alle Vorliebe des Dichters für dieses die relative Berechtigung jener *n i e* außer acht läßt. „Dies Natürliche hat es mir seit lange angetan...und dies ist wohl der Grund, warum meine Frauengestalten alle einen Knacks weg haben.“<sup>19</sup> Ein „Knacks“, so will es uns scheinen, der nicht erst durch die äußere Kollision mit der Prosa der Verhältnisse entsteht, sondern in der Tiefe des schwachen menschlichen Herzens schon immer angelegt ist. Die Gräfin Holk z. B. will das Natürlichste: Kind bleiben. Denn dafür steht das Inzestmotiv recht eigentlich. Das Natürlichste aber, der unbezwungene Regressionswunsch, - führt zum Tode...

Christines Verhalten den Kindern und Holk gegenüber offenbart ihre fundamentale Unfähigkeit, als normales soziales Wesen wirklich zu werden. Ihre psychotische Fusionsneigung, deren reale Objekte, Alfred und die Dobschütz (vgl. S. 258!), sich ihr entziehen, treibt das siebenunddreißigjährige „Gnadenfreier Pensionsfräulein“ (34), das aus seinen „von Jugend auf gepflegten Herzensbeziehungen“ (137) nicht herausfindet, dem großen Muttersubstitut schlechthin, dem

Meere zu. Das Inzesttabu verlangt gebieterisch die Aufspaltung des paradiesischen Urzustands mit seiner infantilisierenden Geborgenheit und seinen narzißtischen Größenphantasien in Richtung auf ein Drittes, ein Neues, das für den einzelnen nur die Progression verheißende exogame Paarungsehe sein kann. Exogam bis zur Mesalliance, denn „wo das alte Blut nicht aufgefrischt wird, da kann sich die ganze Sippe begraben lassen“.<sup>20</sup> Und - welche entschiedene Umwertung Ibsens und Wagners<sup>21</sup> - gerade Adam Estrid, das androgyne Produkt von Christines - magisch oder real vollzogenen - revolutionären Tabubruchs wurde begraben, der neue Mensch, „freier Herzensbestimmung“ entstammend, hatte sich als nicht lebensfähig erwiesen. - Holk dagegen drängt es zu einer „Blutaufrischtung“ der eigentümlichsten Art; was jedoch an seinem Wunsch, ein „richtiges irdisches Paradies“ auszukosten, Sünde genannt werden könnte, wird in der protestantischen Welt durch das Scheidungsrecht gesühnt:

*Wo Schuld, gleichwie auf welcher Seite nachgewiesen wird, wird dem Verlangen einer Trennung nirgends widerstritten (...). Weder das Gesetz noch die Sitte behindern das siegreiche Durchkämpfen einer freien und wohlmotivierten Entscheidung.<sup>22</sup>*

Christine aber ist verloren... Ihre Illusion immerwährender symbiotischer Dualbeziehung wird von der neuen Psychoanalyse als „die wohl potenteste Manifestation des Todestriebes in der menschlichen Psyche“ angesehen.<sup>23</sup>

Fontanes Schreiben ist stets auch Abwehr und Erfüllung dieses gefährdenden Verschmelzungswunsches. Ein lebenslanger agonaler Versuch, im Wortspiel mit Wunsch und Folge, das - frei von den „natürlichen Konsequenzen“ der Lebenspraxis - selbst noch aus der Katastrophe Lustgewinn zu ziehen ermöglichte, - und aus dem Durchspielen gesellschaftlich geächteten Handelns gesellschaftliche Anerkennung! Er verliebt sich - wie er sagt - in seine infernal angeflogenen Frauengestalten, - und in narzißtischer Schöpferallmacht straft und züchtigt er die, die er liebt, also die Projektionsfiguren seines Begehrens, also sich selbst, der destruktiven Lustimpulse wegen, nach dem Gesetz des Vaters.

## **II Mythos und Genealogie - aus der Zeitlosigkeit in die Zeit. Noch einmal Holkenäs**

Gleich auf der ersten Seite, die für Fontane immer „den Keim des Ganzen“<sup>24</sup> zu enthalten hatte, erfährt der Leser, daß Schwager Arne Holks Neubau einen „nachgeborenen Tempel zu Pästum“ nennt. Die kultische Konstellation ist aufgezeigt, in deren Nachvollzug sich die gräfliche Ehe nach des Bauherrn Willen bewähren müßte. Die Tempel des am Golf von Salerno gelegenen Paestum (griech. Poseidonia) waren - so nahm man zu Fontanes Zeit an<sup>25</sup> - den in der Tiefe des mythischen Geschehens verbundenen Gottheiten Demeter und Poseidon gewidmet, Erde und Wasser symbolisierend, ja das über Jahrtausende gewachsene Verhältnis von Mann und Frau schlechthin:

Die Frau vertritt die Stelle der Erde und setzt der Erde Urmuttertum unter den Sterblichen fort. Andererseits erscheint der zeugende Mann als Stellvertreter des allzeugenden Okeanos [...] Wer hat in dieser Verbindung die erste Stelle? Welcher Teil soll den andern beherrschen, Poseidon die Erde, der Mann das Weib, oder umgekehrt?<sup>26</sup>

Christine beantwortet diese Frage, indem sie ihre „Urmutter“-Rolle verweigert und nur noch die Kore suchende Demeter nachstellt, die um das vom Bruder-Geliebten(!) Zeus gezeugte Kind trauert, das von Hades in die Unterwelt entführt wurde. *„Ich bliebe lieber hier unten (...) der Stelle nahe (...) wo es liegt“* (10). Holk beschreibt dann auch seine Erfahrungen mythologisch genau. *„Meine Tage sind mir vergangen, als ob Unterweltschatten neben mir herschwebten“* (232). Die Machtfrage als solche hat die Gräfin ohnehin für sich entschieden. Holk weiß, *„wer hier Herr ist und nach wem es geht“* (44), und *„er hat sich angewöhnt, sich seiner Frau gegenüber immer in die zweite Linie zu stellen“* (37). Kein Zweifel - auf Holkenäs war - mit Hilfe des Religiösen, das schon Bachofen als entscheidendes Machtmittel der Frau behauptet<sup>27</sup> - eine gynaiokratische „Revolution“ gelungen. Die Mutter bestimmt sogar - gegen das geltende Recht - über die Kinder, - der Mutterbruder besitzt in jeder Hinsicht mehr „Einfluß“ als der Vater: Wir haben die „Blutverwandtschaftsfamilie“ vor uns, in der eben „Brüder und Schwestern (...) Mann und Frau eins des andern.“<sup>28</sup> Nur letzteres bleibt eigentlich kryptisch... Wie aus psychologischer Sicht Christines religiös verbrämter Wille zur Macht sich als Abwehr des verbotenen Begehrens (und letztlich des Todestriebes) herausstellt, haben wir im ersten Teil der Studie zu zeigen versucht. Als sie dem Todesverlangen endlich nachgibt, ist von „Herrschergelüste(n)“ nichts mehr zu merken. In ihrer zweiten Ehe ist *„aller Streit aus der Welt“* (257), herrscht *„Friede“* (256). Und Holks Poseidonkultus entfaltet seinen todbringenden Aspekt, indem der Tempelbau Christines Beziehung zum Element durch räumliche Annäherung noch verstärkt. Zu den Gaben des Meer-gottes, der ja auch als „Vater“ der gleichsam untergeschobenen Kore gilt (!), gehören die an den Strand gespülten Leichen der Ertrunkenen...<sup>29</sup> Poseidons Herrschaft wird so zum tragischen Triumph des Imaginären über das Gesetz. Im Untergang bedient sich die „Erde“ des männlich codierten Wassers, um der symbolischen Ordnung des Mannes zu entkommen an den pränatalen Uranfang.

Die Gräfin Holk hat mit ihrer vorgeblichen Gegenspielerin Ebba die Grundstörung gemein, die Unfähigkeit zur normgemäßen Bindung. Bei all ihrer offenkundigen Verschiedenheit verkörpern sie doch nur zwei Seiten des narzißtischen Syndroms: Während bei Christine - des idealisierten Vater-Imagos wegen - der Verschmelzungswunsch dominiert, ist Ebba ewig auf bewundernde Bestätigung aus, ihrem pathologischen Größen-Selbst gemäß.<sup>30</sup>

Die Annahme einer geheimen Verwandtschaft der beiden weiblichen Hauptfiguren hilft eine Vielzahl der vom Text aufgegebenen Rätsel lösen, über die sonst gewöhnlich hinweggegangen wird. Wie wäre z. B. ein Satz wie der folgende plausibel zu erklären, bezöge man ihn nicht auf unsere Basishypothese: *„Ich kann diesen Ton nicht recht leiden und muß dir sagen, es ist der Ton, der nach meinem Gefühl u n d f a s t a u c h n a c h m e i n e r E r f a h r u n g immer einer*

*Katastrophe vorausgeht*" (48, Hervorhebung - d. Verf.). Dieser „Ton“ aber gehört dem dionysischen Pentz und seiner von Aphrodite beherrschten Kopenhagener Welt wesensmäßig an; woher stammt also die Erfahrung der Gräfin, - die der Autor mittels des in diesem Kontext ungebräuchlichen Modalpartikels „fast“ eher betont, als daß er sie wieder negiert? (Denn für „Erfahrung“ gibt es zwischen Haben und Nicht-Haben kein Drittes.)

Das zunächst recht durchsichtige Spiel mit dem vom Tannenbaum gefallenen Wachselengel: „*Ein gefallener Engel; es geschehen Zeichen und Wunder. Wer es wohl sein mag?*“ - *Ich nicht, lachte Ebba*“ -, gilt dieser in der Tat nicht. Es beginnt während eines Plädoyers der Schwedin für die offen gelebte Sünde, dessen Angriffsziel niemand anderes als die Gräfin ist.

*„Großer Stil! Bah, ich weiß wohl, die Menschen sollen tugendhaft sein, aber sie sind es nicht, und da, wo man sich drin ergibt, sieht es im ganzen genommen besser aus als da, wo man die Moral bloß zur Schau stellt. Leichtes Leben verdirbt die Sitten, aber die Tugendkomödie verdirbt den ganzen Menschen.“*  
(179f.)

„*Und als sie so sprach*“, fällt die Wachselfigur.. Christine aber war - wie wir von der Dobschütz hören konnten - der Engel im Text (68). Und es gilt eben auch für sie, was Fontane an anderer Stelle zum Thema sagt: „*sie litt (ihrem Gatten unbekannt) an dem uralten Engelfehler: sie fiel. Und zwar ungewöhnlich stark*“<sup>31</sup>. Die Koppelung des „*Engelischen*“ an sein dämonisches Gegenstück gemäß Genesis 6 - die Dämonen sind durch sexuellen Fehltritt gefallene Himmlische bzw. deren Nachkommen - gehört zu den Konstanten in Fontanes Bild-Denken. Von hier aus läßt sich auch eine andere „*Blindstelle*“ des Textes auf sinnvolle Weise deuten. Wie die „*Hexe*“<sup>32</sup> Ebba ist Christine dem Dämonischen verfallen, beide sind das, was man „besessen“ nennt. Die Gräfin jedoch unternimmt den radikalsten Versuch der Dämonenabwehr, der denkbar ist; - und er gelingt, wie der „*Ausdruck (...) einer beinah heiteren Verklärung*“ (264) zeigt, mit dem die Tote gefunden wird. Das „*Ins-Wasser-Gehen*“ der Heldin stellt die Extremform jener magischen Reinigungsrituale dar, mit denen von alters her die besonders im und am Wasser lauenden Sexualdämonen ausgetrieben wurden<sup>33</sup>. Holks Rasonement über Homöopathie gewinnt so überraschend interpretatorisches Gewicht, ist doch Dämonenabwehr seit der Antike identisch mit homöopathischer Magie! D a r a u f spielt Holk geradezu gezielt an: „*Die Homöopathie hat so etwas Geheimnisvolles, Mystisches. Interessant genug und in ihrer Mystik eigentlich ein Thema für Christine*“ (18). Obgleich Schwarzkoppen ins Rationalistische abzulenken versucht, läßt der Graf nicht locker und führt auch noch die Formel der homöopathischen Magie ins Feld: „*Und dann gibt es noch einen Satz 'Similia Similibus', worunter sich jeder denken kann, was er will*“. Einer schon übermütigen Verspottung zukünftiger Interpreten der Spezies Common sense<sup>34</sup> kommt gar das Folgende gleich: „*Und mancher denkt sich gar nichts dabei, wohin wohl auch unser tierärztlicher Pfiffikus und Mann der Aufklärung gehören wird.*“ Was sich dann lediglich wie eine Spitze gegen Christine anhört: „*Er gibt seine Streukügelchen und ist im übrigen, als Hauptsache, für Stallreinlichkeit und Marmorkrippen, und ich möchte sagen, die Tröge müssen so blank sein wie ein*

Taufbecken", weist auf den Zusammenhang von Dämonenabwehr, Reinigung und Religion. Wo Dämonen als Urheber der „Unreinheit“ gefürchtet wurden, war ihre Austreibung gleichbedeutend mit dinglicher Reinigung, deren sakramentale christliche Variante ja die aus dem Tauchbad Johannes des Täufers hervorgegangene T a u f e darstellt!

„Similia Similibus“ - Ähnliches durch Ähnliches zu bezwingen: diesen Versuch unternimmt auch Holk - ohne es zu wissen - auf seiner Dienstreise ins Seeländische. Er, der doch das ganz andere sucht, treibt in Wirklichkeit den Teufel mit Beelzebub aus. Recht erfolgreich zunächst, - bis die Einfädler Pentz und Arne zur Stiftung der zweiten Ehe schreiten...

### „Warum eigentlich 'Holk'“? Der Offizier und der König

„... (W)eshalb ich, wie gewöhnlich beim Beginn eines Romans, auf die Namensuche ging. Den richtigen, brauchbaren zu finden ist oft recht schwer und dauert wochenlang.“<sup>35</sup> - Nehmen wir die Mühe des Autors ernst und investieren gleichfalls einige in die Analyse der uns präsentierten, so enthüllen die Fontaneschen Namensfunde uns ihre Textsinn generierende Semantik. Die Namen der Kunstfiguren binden ihre Träger in die Geschichte ein, die aufgerufenen historischen Figuren spiegeln Bedeutsamkeit - Fontanesche versteht sich - in die erzählte Geschichte hinein. Tiefe entsteht, der Helden Handeln ist exemplarisch, mythisch gegründet und zeitbezüglich zugleich.

Als Arne auf der Hochzeitsfeier mit „beinah schwermütig klingenden Worten (...) 'Auf das Glück von Holkenäs'“ anstoßen läßt (255), zitiert er, bei dem Holk schon den anscheinend Glück, tatsächlich aber Unheil verheißenden Kupferstich zu Uhlands „Schloß am Meere“ gesehen hatte, einen zweiten Umlandtext an. Die Ballade „Das Glück von Edenhall“ handelt nicht nur davon, wie eben dieses - von einer Fee am Quell(!) einst gestiftete - Glück zerschellt, sondern sie verbindet Geschlechtergeschichte mit Weltgeschichte und Weltgericht. Das ist die poetische Verbindung, deren dunkler Stern auch über der gräflichen Familie steht: „Holk war krasser Aristokrat, der nie zögerte, den Fortbestand seiner Familie mit dem Fortbestand der göttlichen Weltordnung in den innigsten Zusammenhang zu bringen (...)“ (105). Dieser - natürlich ironische - auktoriale Kommentar gehört zu den Elementen der immanenten Poetik des Romans, das Folgende verstehen wir sogar als direkte „Anweisung“: „(...) und einer je strengeren Ahnenprobe man ihn und die seinen unterworfen hätte, je lieber wäre es ihm gewesen (...) Aber so sicher er über seinen eigenen Stammbaum war, so zweifelhaft verhielt er sich gegen alle anderen, die fürstlichen Häuser nicht ausgeschlossen (...)“ - verhalten wir uns zweifelvoll, gegen Stammbäume und Namen, es lohnt der Mühe reichlich, wenn auch nicht alles Ausgegrabene hier ausgebreitet werden kann.

Gleichsam als Einstimmung in des Autors Vorliebe für die an großen Namen hängenden pikanten Konnotationen sowie für die Poetik des Verschweigens, in welcher diese Konnotationen der konventionalisierten Bedeutung scheinbar zunächst unterliegen, soll ein Blick auf eine weitere blinde Stelle dienen. Die Kartenspielszene im dritten Kapitel eröffnet recht eigentlich die Preußen-„Debatte“, in deren Verlauf Holk die „Mirabeausche“ Behauptung aufstellt, daß alles, was

Friedrich II. getan hat, „für sein Land geradezu verhängnisvoll geworden“ ist (28), - und sie weist in die Richtung, aus der das angeblich auf den Kathedonismus Lutheri gestellte Preußen attackiert wird. Arne schilt Petersen, daß der „noch so langsam spiele wie zur Zeit des Wiener Kongresses“ (23).

„Ja“, lachte Petersen, „wie zur Zeit des Wiener Kongresses; (...) und muß ich Ihnen nachher eine Geschichte davon erzählen (...), die wenigen bekannt ist und die, soviel ich weiß, von Thorwaldsen stammt, der sie von Wilhelm von Humboldt hörte...“ „von Alexander“, sagte Arne. „Nein, erlauben Sie, Arne, von Wilhelm von Humboldt. Wilhelm war überhaupt...“ „Aufpassen, Petersen...“

Aufpassen müssen auch wir: nicht nur, daß im Jahre 1859 sowohl Metternich, der Architekt der Restauration, die Preußens langwährende außenpolitische Handlungsunfähigkeit besiegelte, als auch Alexander v. Humboldt, der Bruder des preußischen Unterhändlers in Wien, starben. Mit dem Brüderpaar Humboldt verbinden sich für Fontane noch ganz andere Vorstellungen. Gelegentlich einer Musterung sittlicher Verirrungen deutscher Dichter und Denker bemerkt er 1889 lapidar: „Bei den Humboldts wußte keiner mehr, ob er nicht sein eigener Großvater oder Enkel sei.“<sup>36</sup> Fünf Jahre vorher hatte er seine Interessenlage im Hinblick auf Biographisches klar formuliert:

*Wenn man sich entschließen könnte, die Geschichte der Humboldts ächt und wahr zu erzählen und beispielsweise bei den sexuellen Uncorrectheiten ich glaube B e i d e r (des Einen gewiß) zu verweilen, so würde ihr Lebensbild 10 mal interessanter werden und zwar nicht vom gemeinen Klatschbasen- sondern vom physiologisch-psychologischen Standpunkt aus.<sup>37</sup>*

In Unwiederbringlich sind es nicht zuletzt die „sexuellen Uncorrectheiten“ der historischen Figuren, welche in das fiktive Geschehen hineinleuchten als luziferischer Lichtstrahl, - um von dort gleichsam gebündelt in die Realität reflektiert zu werden. Natürlich bleibt Fontane bei den Humboldts nicht stehen: Als Ebba im „Mätressengespräch“ über „Preußen mit seinem großen Manko auf diesem Gebiet“ (179) lästert, zielt sie ausdrücklich auf den großen Friedrich, dem „einige Schriftstellerinnen (...) ein halbes Dutzend Liebesabenteuer angedichtet haben (...), weil sie ganz richtig fühlten, daß es ohne dergleichen nicht geht“. Wenn trotzdem, dann ist etwas faul im Staate; - und die Kinderlosigkeit Friedrichs, die er mit den zur Handlungszeit regierenden Häuptern Dänemarks und Preußens teilte, war denn auch politisch folgenschwer. Sie leitete ja gerade jene Niedergangsperiode unter dem „dicken König“ Friedrich Wilhelm II. ein, die zu Jena und Auerstedt führte und an der die von Ebba verschwiegene Mätressenwirtschaft noch das Sympathischste war.

Und Friedrich selbst? Lassen wir O. Rank zu Worte kommen:

Ganz einzig dastehend in seiner Art ist das Verhältnis des „alten Fritzen“ zu seiner Schwester, das sich in einem kuriosen Briefwechsel verrät (...). In diesem Briefwechsel, den die Geschwister ihre Hunde miteinander führen lassen, bekennen die beiden ihre fleischliche Sehnsucht nachein-

ander. Der Schoßhund der Schwester weiblich reserviert, die Hündin des Bruders in drastischer Deutlichkeit.<sup>38</sup>

Sollte das der Kuglerfreund und Anekdotenjäger Fontane nicht gewußt haben? Oder daß Friedrich sexuelle Verirrungen möglichst nicht vor die Gerichte kommen ließ und „in Fällen von Blutschande“ gänzlich begnadigte?<sup>39</sup> - Der homoerotischen Neigungen zu geschweigen. Wir können ein Nicht-Wissen um diese Sachverhalte beim Autor mit ziemlicher Sicherheit ausschließen; damit kommt aber dem Aufrufen des vermeintlich tugendhaften großen Königs im Roman eine Funktion zu: die Verklammerung von Hohenzollerngeschichte mit der Geschichte des armen Holk. Und zwar im Gleichnis-Sinne wie im *buchstäblichen*. Dazu müssen wir weiter ausholen und uns zunächst die im zentralen Gespräch des zweiundzwanzigsten Kapitels - in dem alle Fäden des Textes zusammenlaufen - auch statthabende Verknüpfung der Holkschen mit der dänischen Geschichte näher ansehen.

*Aber was heißt großer Stil? Großer Stil heißt soviel wie vorbeigehen an allem, was die Menschen eigentlich interessiert. Christine Munk interessiert uns, und ihre Verstimmung interessiert uns, und was dieser Verstimmung an jenem denkwürdigen Abend folgte, das interessiert uns noch viel mehr...”(179)*

Ebba recurriert hier auf einen Parkspaziergang, der die kleine Gesellschaft auch vor einen Stein mit der Inschrift „Christian IV. 1628“ geführt hatte, an den sich „eine kleine Geschichte“ (173) knüpfte. Schleppegrell erzählt sie widerwillig - und natürlich unvollständig - bei Tisch, und Holk erachtet sie - in Abwehr des für ihn Gleichnishaften - als „zu kleinen Stils“ (177), dabei müßte er doch aus der Familienüberlieferung den intrikaten Berührungspunkt mit dem die Holks in den Grafenstand erhebenden Christian IV. kennen.

*Der König ging mit Christine Munk, die seine Gemahlin war und auch wieder nicht war, etwas, das in unsrer Geschichte leider mehrfach vorkommt, im Schloßgarten spazieren (...) und der König war so gnädig und liebenswürdig wie nie zuvor. Aber Christine Munk, aus Gründen, die bis diesen Augenblick niemand weiß oder auch nur ahnen kann (...), schwieg in einem fort und sah so sauertöpfisch und griesgrämig drein, daß es eine große Verlegenheit gab. Und was das Schlimmste von der Sache war, diese Verstimmung Christinens hatte Dauer und war noch nicht vorüber, als der Abend herankam und der König in das Schlafgemach wollte. Da fand er die Tür verriegelt und verschlossen (...) so beschloß der König diesen merkwürdigen Ausnahmetag zu verewigen und ließ Namen und Jahreszahl in den Stein einmeißeln, wo der rätselvolle eheliche Zwist seinen Anfang genommen hat. (176f.)*

Der aufmerksame Leser vermag zwar nur auf ein wesentliches Moment der Holkschen Ehekrise - die Verweigerung der Frau - zu schließen, bleibt aber durch Schleppegrells Diskretion hinsichtlich der Christine-Figur weiterhin arglos. Christine Munk war keineswegs die „lauterste“ unter den dänischen Mätressen, wie Fontane selbst (vor seiner Holberg-Lektüre) annimmt<sup>40</sup>. Bei

letzterem lesen wir, daß sie „wegen Untreue in Verdacht“<sup>41</sup> stand. Ihr Geliebter, der Rheingraf Otto Ludwig, soll auch der Vater ihres Töchterchens Dorothea Elisabeth gewesen sein, welches „der König nicht für sein rechtes Kind erkennen wollte“. Des Königs endlicher Bruch mit der morganatischen Gattin und die Hinwendung zu einem Fräulein Kruse (!) erfolgte erst n a c h Christines Ehebruch. Welch ein avis au lecteur..., der allerdings dänische Geschichte kennen sollte. „Genealoge“ (148) oder „Historiker“ (159) ist Holk lediglich im ironischen Erzählerkommentar, in der (Kunst-)Wirklichkeit des Textes wird gerade sein diesbezügliches Versagen bedeutsam: sein Part muß vom Interpreten übernommen werden. Der vom Grafen im achten Kapitel herbeizitierte kaiserliche Regimentskommandeur Heinrich Holk nämlich - einst Offizier Christian IV. - verdankte eine seiner militärischen Niederlagen dem gleichen Mann, der dem Dänenkönig die Niederlage im Privaten beigebracht hatte:

Dieses sein Regiment führte er bey dem neuen Generalat des Grafen Tilly in die alte Marck, hernach wider den König von Schweden, der ihn an 1631 in dem Dorffe Angern, in dem Ertzstifte Magdeburg, überfiel und solches durch den Rhein-Grafen, Otto Ludwig, ruinierte.<sup>42</sup>

#### „In Preußen keine Pompadur?“<sup>43</sup> - Noch mehr Mätressengeschichten

Von Christine Munck geht Ebbas Rede in genau berechneter Steigerung auf „Heinrich VIII. mit seinen sechs Frauen“ über. Dieser schlage „alle Konkurrenz 'großen Stils' aus dem Felde (...) und nicht wegen der paar Enthauptungen (...) sondern wegen der intrikaten Kleinigkeiten, die diesen Enthauptungen vorausgingen.“ Von den sechs Frauen hat aber Fontane keine stärker beschäftigt als Anna Boleyn<sup>44</sup>, die im Roman auch entsprechende Erwähnung findet. Als sich der Hofstaat der Prinzessin auf dem Wege dorthin über Schloß Frederiksborg unterhält, gibt die Schimmelmann das Stichwort: „Unser liebes Frederiksborg ist doch eigentlich nur ein Museum, und ein Museum denk ich, ist immer das Allerunschuldigste (...)“ Die Prinzessin hält ihr eine persönliche Erinnerung entgegen, die das Schloß gleichsam in den Bannkreis jenes Zaubers „intrikater Kleinigkeiten“ rückt, auf die Ebba angespielt hatte: „Als ich noch eine junge Prinzessin war, war ich einmal in London und habe das Beil gesehen, womit Anna Bulen hingerichtet wurde. Das war auch in einem Museum, freilich im Tower, aber das ändert nicht viel; Museum ist Museum.“ (152) Auch in Friedrich VII. geliebttem Museumsschloß geht also etwas dem Geist der Anna B. Vergleichbares um, so etwa wäre die Rede der Prinzessin zu deuten...

Das Anna-Boleyn-Motiv faszinierte Fontane lebenslang. Schon 1851 hatte er an Lepel geschrieben, er freue sich bei der Darstellung der „Bulen“, dem „Affen meiner feinsten Sinnlichkeit mal wieder Zucker“ geben zu können<sup>45</sup>. Die intrikaten Kleinigkeiten, um derentwillen man sie köpfte, waren U n t r e u e und - d a s ist für Fontane „feinste Sinnlichkeit“ - B l u t s c h a n d e mit ihrem B r u d e r.<sup>46</sup>

Das der Ehegeschichte der Holks untergelegte Muster findet in Anna Boleyns Leben und Leiden wohl seine potenteste Repräsentation. Schon das Vorbild

Heine wurde bei seinem Tower-Besuch - auf den die Prinzessin alludiert - zu Revolutionsprophetie angesichts des Todesinstruments angeregt:

„Auch ist das Beil, womit man ihr das Haupt abschlug nicht sehr groß (...) und während ich es in den Händen hielt, beschlichen mich sehr sonderbare Gedanken. Wenn ich Königin von England wäre, ich ließe jenes Beil in die Tiefe des Ozeans versenken.“<sup>47</sup>

Es ist diese intertextuelle Brücke die Verbindung von Privatestem und Hoch-Politischem, von England und Preußen. Während der Handlungs- und Entstehungszeit des Romans regierte eine Königin von England, die nicht nur einen deutschen Prinzen geheiratet hatte, sondern auch die Schwiegermutter Friedrich III. und die Großmutter Wilhelm II. war. - Und auf den jungen Kaiser zielt u. E. der zugleich massivste Angriff aus dem Text in die Realität jener bewegten Jahre. Wilhelm, vor seiner Thronbesteigung als „bedrohliche Erscheinung“<sup>48</sup> apostrophiert und später der Rückkehr zum „Uralten“<sup>49</sup> verdächtigt, die sich in seinen Erneuerungsbestrebungen vollziehe, war ein Produkt hochadeliger „Eng-zucht“. Sinnfällig wird dies schon in der Ehe der Großmutter Victoria mit ihrem Cousin Albert, der übrigens auch 1861 stirbt. In der zwölften Generation hat Wilhelm statt der normalen Zahl von 4096 Vorfahren lediglich 275 aufzuweisen. Ahnenverlust nennt das die Genealogie - und Fontane betonte seit *Vor dem Sturm* immer wieder dessen Degenerationsfolgen.<sup>50</sup> - Wir hatten im ersten Teil darauf hingewiesen, daß Wilhelms Geburtsjahr mit dem Beginn der Romanhandlung übereinstimmt.<sup>51</sup> Ein Zusammentreffen, welches uns alles andere als zufällig zustande gekommen zu sein scheint, ist die Wahl des Jahres 1859 doch der vorgängigen Wahl der Landschaft - „jener Gegend“ um Gravenstein und Glücksburg - verpflichtet, die auch 1858 als bedeutungsträchtigen Zeitpunkt ermöglicht hätte,<sup>52</sup> das Geburtsjahr jener Augustenburger Prinzessin, die einen Teil ihrer Jugend in Gravenstein verbrachte und später Kaiserin Wilhelm II. wurde. Nun „fand“ allerdings Fontane den Frederiksborger Schloßbrand, der ein dramatisch-apokalyptisches Ende der Holkschen Affäre ermöglichte - Waberlohe und Walhallabrand in einem<sup>53</sup> -, und der Akzent der kryptischen Aggression verschiebt sich zunächst auf den Kaiser. Gehen wir - um dies zu verdeutlichen - noch einmal in das Mätressengespräch hinein, das ja im wesentlichen ein Monolog Ebbas ist:

*Und nach Heinrich VIII. kommt Maria Stuart, und nach ihr kommt Frankreich mit seiner Fülle der Gesichte, von Agnes Sorel an bis auf die Pompadour und Dubarry, und dann kommt Deutschland noch lange nicht. Und als allerletztes kommt Preußen, Preußen mit seinem großen Manko auf diesem Gebiet (...)*

Es gab aber zur Zeit der Niederschrift von *Unwiederbringlich* sehr wohl eine Dame, die u.a. den zweifelhaften Titel einer „deutschen Pompadour“ trug: „Kaiser Wilhelm ließ sich in seine Pflichten als Souverän von einer Egeria einweihen, der ungewöhnlich klugen und glänzenden Gräfin Waldersee“<sup>54</sup>. Die Nymphe Egeria war allerdings i h r e m mythischen König nicht nur mütterli-

che Ratgeberin, sondern auch Frau, - und die Gräfin wurde denn bald „in die verhänglichste Verbindung“ mit dem Kronprinzen gebracht. Andererseits galt die pietistische Amerikanerin, die in Wilhelm „all die atavistisch latenten Züge (...) neu belebte“, als „gütiger Engel“ und „Mutter der Armen“! Von besonderer politischer Pikanterie war der Umstand, daß die Gattin des Generalquartiermeisters ihren geistigen Einfluß auf Wilhelm über die christlich-soziale Bewegung des Hofpredigers Stöcker gewann. Diese Mischung aus christlichem Sozialismus, Nationalismus und Antisemitismus - im Walderseeschen Hause gleichsam zusammengebraut - hat Fontane bis in den *Stechlin* hinein lebhaft interessiert. Nicht zuletzt an die „Stöckerei“ - einschließlich ihrer für Wilhelm möglicherweise erotischen Zugaben - muß Bismarck gedacht haben, als er ihn im Rückgriff auf den bei Fontane ausgesparten Friedrich Wilhelm II. charakterisiert. An dessen Erbe sei Kaiser Wilhelm „nach zwei Richtungen hin nicht unbeteiligt. Die eine ist die starke sexuelle Entwicklung, die andre eine gewisse Empfänglichkeit für mystische Einflüsse“<sup>55</sup>. - Der Alte in Friedrichsruh ahnte wie der Alte in Potsdamerstraße 134c, daß mit der Wiederkehr des genannten Erbes eine neue Zeit des Verhängnisses angebrochen war. Der Künstler jedoch betrachtet - aus seiner ästhetizistischen „Lust-am-Untergang“-Position heraus - die „Stöckerei“ durchaus wohlwollend und stellte sie dem mit Rolf-Krake-Hautgout behafteten „Bebeltum“ gleich<sup>56</sup>. Ganz gegen sein bewußtes Wollen untergrub also - in Fontanes Augen - das Handeln des Kaisers „Arm in Arm“ mit den nur scheinbar entgegengesetzte Interessen vertretenden Sozialdemokraten die Grundlagen des Alten - um beim Urältesten wieder anzukommen, den archaischen Adam- und Eva-Zeiten...

Und etwas Krake-Geruch umschwebt auch das Verhältnis Wilhelm - Gräfin Waldersee, was uns wieder zu unserer Geschichte zurückführt. Als der Kronprinz die Tochter des zweimal von den Preußen um seine Erbensprüche auf Schleswig-Holstein betrogenen Friedrich (VIII.) Christian August, Herzog von Schleswig Holstein-Sonderburg-Augustenburg, heiratete, geriet er in eine pikante Doppelverwandtschaft mit Mary Waldersee. Sie wurde nun seine Großtante, wenngleich nur eine angeheiratete. Dem Onkel seines Schwiegervaters, Marys erstem Mann, der auch ein Augustenburger Prinz war, sollen angeblich die ausgedehnten Flitterwochen zur Todesursache geworden sein...<sup>57</sup>

### „Warum eigentlich 'Holk'“? - Der Hofmarschall und der König

Nicht diesen intrikaten „Doppelaspekt“ wird Wilhelm im Blick gehabt haben, als er in Gravenstein erklärte, daß ihm „diese Provinz besonders deswegen nahe an dem Herzen steht, da in ihr zwei Dinge sich ereignet“, die für sein Leben von besonderer Bedeutung seien.<sup>58</sup> Wenig später - in Glücksburg - nachdem er die Gemahlin „als das Band, das ihn mit der Provinz Schleswig-Holstein inniger als mit den übrigen (...) verbinde“, bezeichnet hatte, erklärte er sie mit der ihm eigenen Emphase zum „Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin“. Es ist, als hörte man die Dobschütz von „*deutschem Haus und deutscher Sitte*“ schwärmen... Wie steht es also mit der tugendhaften Auguste Victoria, der Protektorin des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins, welcher

es sich zum Ziel gesetzt hatte, den kirchlichen und sittlichen Notständen in den großen Städten entgegenzutreten.<sup>59</sup> Existiert auch in ihrem Leben jener dunkle Punkt, den wir für die „Heilige Elisabeth“ von Holkenäs, die über das Großstadtbabel Kopenhagen wettet, und doch von ihrem eigenen Teufel nicht loskommt, anzunehmen gezwungen sind? Wäre dem so, - und wäre dabei die Familie Holk noch irgendwie mit im Spiel, hätten wir die „innigste Verbindung“ des Textexternen mit dem internen Geschehen hergestellt, schlosse sich der Kreis unserer Argumentation.

Tatsächlich lebte im 18. Jahrhundert ein Holk, der in gewissem Sinne sogar sehr entscheidend in die Geschichte der Kaiserin verwickelt war. Friedrich Wilhelm Conrad Holk, Hofmarschall und engster Vertrauter des Dänenkönigs Christian VII, organisierte die Hoforgien, schleppte den bald unzurechnungsfähig werdenden durch die Kopenhagener Kneipen und entfremdete ihn der jungen Königin Caroline Mathilde. Durch den von ihm selbst beim König eingeführten Arzt und Aufklärer Struensee wurde er nach und nach der Gunst des Königs verlustig: „und da Caroline Mathilde ihn als Feind betrachtete, war seine Stellung gefährdet, seit Struensee der Liebhaber der Königin geworden war“<sup>60</sup>. Holk ging zurück in die Herzogtümer, Caroline Mathilde aber - englische Prinzessin und Tochter eines Sachsen-Coburgers - zeugte mit dem machtbesessenen Reformier ein Töchterchen, in Hofkreisen „la petite Struensee“ genannt. Diese spätere Augustenburger Herzogin Luise Augusta nun - war die Großmutter der deutschen Kaiserin, die also in direkter Linie von einer Ehebrecherin und einer „Illegitimen“ abstammte! Bei der Bedeutung des Genealogischen in *Unwiederbringlich* wirft dieser Sachverhalt seinen Schatten selbst auf eine persönlich lautere Gestalt wie Auguste Victoria - und Holk wandelt in den Fußspuren seines Vorfahren, der ein Opfer revolutionär/verworfenen Liebesbeziehung wurde. Zweimal findet Struensee im Roman Erwähnung: die erste verknüpft die Spielhandlung scherzhaft mit jener Zeit, die zweite verkündet - natürlich diskret - die Wirkungsmächtigkeit des „Struenseeschen“ für die Zukunft. Helmuth Holk diente keineswegs bei einer auf dem Aussterbeetat stehenden Dame des ancien regime, das „Urbild“ der Prinzessin Marie Eleanor des Romans, Luise Charlotte von Hessen-Kassel war: „*Schwester Christian VIII. und Schwiegermutter des jetzt regierenden Christians IX., eine sehr kluge Frau, besorgte während der Regierungszeit Friedrich VII. einen Hauptteil der dänischen Politik (...) die Seele des Anti-Schleswigholsteinismus*“ (467, 473). Der scheinbar im Nichtstun dahinvegetierende Hof der alten Dame ist tatsächlich ein politisches Machtzentrum. Mag auch die hier ausgekochte Politik mit dem Blick auf 1864 eine des Niedergangs genannt werden, - langfristig stellte sie sich für Deutschland als verhängnisvoll heraus. Man beachte die in den Großmutterhänden zusammenlaufenden antipreußischen Kraftlinien: die zwei „petit-nièces“, mit denen die Prinzessin eine historische Ausstellung besucht, sind realiter ihre Enkelinnen Alexandra und Dagmar (geb. 1844 und 1847), die späteren Ehefrauen Alexander III. von Rußland und Edward VII. von England. Sie repräsentieren gleichsam die nach Bismarcks Sturz beginnende - und schließlich dessen Lebenswerk vernichtende - Einkreisungspolitik der europäischen Mächte. Von Alexandra, die als Gegenspielerin Mary Waldersees dann aus ihrem Haß gegen

alles Deutsche keinen Hehl machen sollte, wird im Roman gesagt, daß sie „von dem Struensee-Porträt gar nicht loskonnte“. Ihr Edward aber hatte vom Struenseeschen wenigsten die Libertinage, was zu einem ständigen Verdruß seines „tugendhaften“ Neffen Wilhelm II. führte, der - neben Krüger-Depesche und Flottenprogramm - zu „wachsender Entfremdung zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich“<sup>61</sup> beitrug. Der sich um 1890 schon abzeichnende Weltbrand<sup>62</sup> könnte also - in poetischer Übertreibung - als eine Art von Kriemhilds Rache, als Verschwörung des ehemals besiegten Hauses Glücksburg gegen das Haus Augustenburg angesehen werden, in welches der Hohenzollernprinz ja gleich zweifach investiert hatte. - Fontane war in der Tat „fein raus“, als er seinen Stoff nach Nordschleswig und Kopenhagen transponierte. Einst von Freunden aufgefordert, doch die Struensee-Geschichte zu gestalten, hatte er nur bedeutungsvoll geschwiegen<sup>63</sup>: s e i n e Struensee-geschichte war längst im Kasten. Wie er die sündige Caroline Mathilde indes „umwertet“, noch ehe sie in die delikate Verwandtschaftsbeziehung zur deutschen Kaiserfamilie geriet, - geht aus *Vor dem Sturm* hervor: „diese Königin Karoline Mathilde müßte heilig gesprochen werden“<sup>64</sup>. Man kann wohl sicher annehmen, daß auf der anderen Seite Struensee für den Tagträumer Fontane ein imaginäres „Vorbild“ darstellte: des Emporkömmlings Familie stammte - welch ein Identifikationsangebot - aus Neuruppin!

### In Trolles Reich. Holk und die Rosenberg

Der kleine Hofstaat Marie Eleanors befindet sich in Frederiksborg auf ehemals Trolleschem Besitz, und die Bilder der Seeschlacht, Herlufs und seiner glaubensfesten Gattin sind das einzige, was aus dem alten Gebäude in das Zauberschloß dänischer Könige „mit herübergenommen“ wurde. Die ganze Schloßwelt steht in besonderer Beziehung zu jenem Admiral, der das Flaggschiff „makellos“ in die Luft sprengen ließ. Und Schleppegrell ist - nicht nur als Bilderkustode - sein Prophet. Dessen Huldigungsgedicht an den „Freund Herluf Trolle“ (165) sollte wirklich nicht als „müßiges Einsprengsel“ abqualifiziert werden; gerade weil der Autor Fontane es für ohne „rechten Inhalt“ erklärt, stellt sich die Frage nach der Funktion des Textes im Text. Zum einen ist er, der von Holk an Christine übersandt wird, als *V o r a u s - d e u t u n g* zu lesen: sowohl in Holkeby als auch in Herlufsholm dient jeweils derselbe Altar für die Hochzeits- und die Begräbnisfeierlichkeit! Die besondere Pointe für Holkeby wäre dabei die, daß schon die zweite Hochzeit eine Totenfeier darstellt, findet doch die Beerdigungszeremonie *n i c h t* am Altar, sondern gleich am frischen Grab (neben der alten Gruft) statt. - Zum anderen haben wir eine Art Totenbeschwörung in ihrem Doppelsinn von Heraufbeschwören und Bannen vor uns:

*Hier aber, als Herluf Trolles Braut, / Stand ich mit ihm am Altare. Vor demselben Altar, auf selbem Stein, / Steh er wieder in aller Stille (...)  
Seine Seel ist frei, seine Hüll ist hier (...)* (167f.)

Letzteres scheint zu sagen: „Trolles Geist geht um auf seinem alten Grund und Boden - trotzdem die Herlufsholmer Gruft 'seine Hüll' doch birgt. Was aber hätte dies bei einem so frommen Manne zu bedeuten? Es wäre eigentlich nicht möglich, wenn da nicht wieder Namensmagie wirksam würde.

Es ist Julzeit in Skandinavien, was die Prinzessin zu einer „Art Julvorfeier“ (157) veranlaßt, die dann auch - in ihrer Dekoration von heidnischer Flora und „altnordischen Trinkgefäßen“ - den würdigen Rahmen für das hintersinnige Gespräch über Preußen, Christian IV. und Christiane Munck - sowie den „halben Heiligen“ Grundtwig abgibt. Kein Wunder, daß bei soviel Boshaftigkeit der Christengel vom Tannenbaum fällt: steht doch die ganze „Weihnachtsvorfeier“ nicht im Zeichen der Geburt Christi, sondern im Zeichen des gefallenen Engels Luzifer. Dies ist im Norden ohnehin naheliegend, wo es die Trolle sind, die dem Volksaberglauben gemäß zur Julzeit umgehen. - Und heraldisch/ semantisch haben wir es bei der Familie Trolle mit einem der „ältesten adelichen Geschlechtern in Dännemarck“ zu tun, „welches einen Teuffel in den Wappen führet, wie denn auch der Nahme Troll in Dänischer Sprache einen Teuffel bedeuten soll“<sup>65</sup>. Auch der Umstand, daß „das nordische Julfest zum Teil ein Totenfest ist, an dem, wie man glaubt, die Toten ihr altes Heim besuchen“<sup>66</sup> bestärkt uns in der Annahme, auf Frederiksborg ist - in christlicher Verbrämung - der Teufel los, der Pfarrer Schleppegrell sein Jünger und Ebba - ganz ohne Verbrämung - sein succubus, bzw. seine weibliche Erscheinungsform.

Mit einer psychoanalytischen Betrachtung zu Ebbas getarntem Holkenäser Gegenstück Christine haben wir unsere Studie begonnen, mit einer - von Holk inspirierten - genealogischen Betrachtung des Fräuleins von Rosenberg wollen wir zum Abschluß kommen. In dieser Figur treffen sich die mythologische und die politische Sinnschicht des Romans auf zwanglose Weise. Ebba verkörpert den „das ganze Dasein beherrschenden Aphroditismus“<sup>67</sup> der auf Seeland etablierten dionysischen Frauenherrschaft. Ebbas Wandeln auf den Spuren der Göttin, in deren Adern - wie in den ihren - semitisches Blut fließt, ist ihr selber wohl bewußt. „Nun Holk, in welcher Rolle? Paris oder Ägisth?“ fragt sie in der entscheidenden Szene, womit sie auf die andere provozierende Frage anspielt, wer von den Herren Lust habe, „um Helenas willen einen Trojanischen Krieg anzuzetteln,“ bzw. um „Klytamnestras willen Agamemnon“ zu töten (207f.). In ihr findet - so Dr. Bie - „Unser schwedisches Brudervolk - wie wir ein Meervolk, ein Volk der See - sozusagen seinen höchsten Ausdruck (...) Aus dem Meer (...) ist die Schönheit geboren, aber aus dem Nordmeer auch der nordische Mut (...)“ (206). Der mythologischen Rolle der Aphrodite gemäß heiratet Ebba am Ende ihren Hephaistos/ Vulcanus, der allerdings ironischerweise „Ashingham“ heißt und schon „mit vierzehn ein ausgebrannter Krater“ gewesen sein soll (248). Die bereits seit dem Altertum dämonisierte Macht des Eros - „Der Teufel, den man Venus nennt, / Er ist der Schlimmste von allen“<sup>68</sup> heißt es bei Heine - äußert sich in amouröser Verwirrung regelrechter Verhältnisse (s. a. Ebbas Verhältnis mit einem schwedischen Königssohn), die letztlich in einen Akt der „Generalweltanbrennung“ stets überzugehen droht: „Vielleicht zündet sie mal die fünfzehn Millionen Tannen an und stellt bei der Gelegenheit sich und den Eheliebsten in die rechte Beleuchtung“. So mutmaßt Pentz - der es wissen muß -, und immerhin ging ja auch schon der

Brand des königlichen Schlosses auf das Konto ihres „teuflischen“ Wärmebedürfnisses. Der Teufel ist nun einmal „ein Wesen von so kalter Natur, daß er sogar nirgends anders als im Feuer sich behaglich fühlen kann“<sup>69</sup>; - oder auf Fontanesch: „*Wo das Eis beginnt, da hat das Herz seine höchste Flamme*“ (206).

Das Gespräch, in welchem der Hobby-Genealoge Holk bei der Herleitung des Namens Rosenberg danebengreift, wird in kaum einer der Interpretationen als Beispiel für die gräfliche Borniertheit zu erwähnen vergessen. Zuletzt hat W. Seibt die entsprechende Ablenkungstechnik des Autors, die Protagonisten wie Leser unter zwei Möglichkeiten wählen läßt, wobei sie das Dritte - das Gemeinte - verfehlen, präzise beschrieben, womit er ungewollt die Grundzüge seiner eigenen Arbeit trifft: „Der Protagonist verfehlt das Dritte auch deshalb, weil er es verschmäht oder nicht recht versteht, Auskunft einzuholen. Er verwechselt seine Kenntnis der Konvention mit Lebenskenntnis und spekuliert, wo er fragen und auf informative Kleinigkeiten achtgeben müßte“<sup>70</sup>.

So hübsch sich die Irreführung des adelsstolzen Grafen auch ausnimmt - ausgerechnet ein Hof- und Leibjude ist der Begründer des Geschlechts der Baroin -, mit der Namenswahl zielt Fontane auf eines seiner favorisierten Mythologeme - und damit auf wesentlicheres, der Geschichte so die berühmte „runderere Rundung“ verleihend. Eine böhmische Adlige namens Bertha von Rosenberg war die Stamm-Mutter der weißen Frauen, die in den Hohenzollernschlössern ihre unheilvolle Mission vollbrachten. In *Vor dem Sturm* werden z. B. die „*unheimlich hellblaue(n) Augen*“ auf dem Porträt der Wangeline von Burgsdorff hervorgehoben, und Bamme versucht eine rationalistische Erklärung des Spuks: „*mögen sie sicher sein, daß es von vier Fällen dreimal ein verdrießlicher Kastellan und das vierte mal ein hübsches kleines Hoffräulein ist (...)*“;<sup>71</sup> in *Unwiederbringlich* liest sich die einschlägige Passage ähnlich harmlos, besitzt aber hier ihren das Realistische ins Hoffmanneske verschiebenden Hintersinn. „*Und hat man Glück, so spukt es auch noch, und ist es keine tote Prinzessin, so ist es eine lebendige Kammerfrau oder eine Hofdame mit wasserblauen Stechaugen (...)* die Hofdame mit den Stechaugen, das soll doch natürlich die Rosenberg sein“ (149). Es ist aber „diese Böhmische weisse Frau eben dieselbige (...), die in der Brandenburgischen Familie erscheint. Denn nachdem Wilhelm von Rosenberg eine Gemahlin aus dem Hause Brandenburg geheiratet habe, so sey dadurch dieses Gespenst mit in die Brandenburgische Familie gekommen“.<sup>72</sup> Von den Hausgeistern der letzteren bevorzugte Fontane ansonsten - des bedeutungsvolleren Kontextes halber - Wangeline von Burgsdorff. Sie muß in Fontanes Ballade wegen ihrer Unterlassungs-Mitschuld an der Ermordung des brandenburgischen Kurprinzen durch dessen Stiefmutter, die Kurfürstin Dorothea (von Holstein-Glückburg), umhergehen und warnen:

*Sie hat nicht Ruh; und will Gefahr/Die Hohenzollern umgarnen,/Da wird lebendig der alte Fluch,/Die weiße Frau in Schleier und Tuch/erscheinet, um zu warnen.*<sup>73</sup>

Doch „warnen“ ist ein Euphemismus: als *Todesbotin* zu erscheinen, das ist ihr eigentliches Los: „Auf dem Schloß zu Berlin erscheint jedesmal, wenn ein Mitglied der königlichen Familie sterben will, vorher die weiße Frau und

verkündet den Tod desselben"<sup>74</sup>. Darin also besteht die Aufgabe Ebbas im Verweisungsgefüge des Textes. Das Schicksal der Holks erneut und diesmal „handgreiflich“ und symbolisch zugleich mit der preußischen Königsfamilie zu verbinden. Die Sage war gerade im Dreikaiserjahr sehr gegenwärtig: „Seit Anfang Juni wollte man in Potsdam die weiße Dame gesehen haben (am 15. starb Friedrich III. - der Verf.). Angeblich war sie auch im März erschienen, als Kaiser Wilhelm im Sterben lag (...)“<sup>75</sup> Ebba, von deren Rolle als nordischer Venus im übrigen „aktennotorische“ genealogische Verbindungen zur Sagegestalt „Weiße Frau“ existieren,<sup>76</sup> heiratet wie Holk - ihn durch ihre Hochzeit zu der seinigen zweiten regelrecht provozierend - im Krisenjahr 1861. Auch in diesem, das Wilhelm I. für gefährlicher als 1848 hält, stirbt ein Hohenzoller, - und es stirbt eine Holk. Was damals Marx über die Residenzatmosfera berichtet, gleicht auffallend Christines Worten über Kopenhagen. „Es herrscht ein allgemeiner Auflösungsduft, und Leute von jedem Rang betrachten eine Katastrophe als unvermeidlich (...) Der Ton, der in Berlin herrscht, ist frech und frivol“<sup>77</sup>. - Die Umwertung hat sich radikal vollzogen, Christines privater Weltuntergang bedeutet zugleich die Kapitulation der preußischen Werte; 1861 und 1890 weisen gemeinsam auf jenes Datum zurück, an welchem im Roman die Dobschütz über Christine Holks Selbstmord berichtet: den 14. Oktober, der sowohl der Todestag von Friedrich II. Lieblingsschwester als auch der Tag von Jena ist, an dem das alte Preußen starb.

#### Anmerkungen

Alle Zitate aus dem Roman nach der Ausgabe des Aufbau-Verlages (AFA).

- 1 Im zweiundzwanzigsten Kapitel läßt Arne die Hochzeitsgäste „Auf das Glück von Holkenäs“ anstoßen. Dies scheint nicht nur uns eine Anspielung auf Uhlands Ballade „Das Glück von Edenhall“; vgl. auch den Kontext (255).
- 2 Lieselotte Voss, Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane.... München 1985, S. 27.
- 3 Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, III. Bd.... Graz 1953, S. 153. Als Fontane den Volkskundler A. Kuhn für einen geplanten eigenen Aufsatz konspektierte, hinterließ er einen seitengenauen Vermerk, daß er dessen einschlägiges Wissen über Nixen zur Kenntnis genommen hatte, wozu auch die Bedeutung des Johannistages gehört. Vgl. NFA XVIII, S. 461ff. und „Märkische Forschungen“, Bd. 1, S. 136.
- 4 Erst n a c h E r s c h e i n e n des ersten Teils unseres Aufsatzes wurde Verf. mit Renate Böschsteins Studie „Idyllischer Todesraum und agrarische Utopie...“ bekannt. Ein beinahe schon beglückender Fall von Koinzidenz auf einem - wie einige Reaktionen zu Teil 1 bezeugen - heiklen Gebiet. B. schreibt: „Was hier der 'disguised symbolism' des realistischen Erzählers verstecken muß, ist die Präsenz Mignons, des Symbols nur im Tode stillbarer Sehnsucht (...)“ Vgl. Dies. in: Idylle und Modernisierung... Hrsg. von H. U. Seeber..., S. 26.
- 5 Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch von Georges. Tübingen 1951. Sp. 2440 f.
- 6 Hans Friedrich Rosenfeld, Zur Entstehung Fontanescher Romane. Groningen-Den Haag 1926, S. 31.

- 7 Vgl. bei Goethe das Kind Eduards und Charlottes mit den Zügen des Majors und Otilies, bei Ibsen das Kind Wangels und Ellidas mit den „gespenstischen Fischaugen“ des Meermanns. Fontane nennt dergleichen Resultate nichtnaturalistischer Sündenfälle das „physiologisch Mystische“. Vgl. seine Besprechung der „Frau vom Meere“. In: UFA, Theaterkritiken, Bd. 4, S. 176 - 188. Bes. S. 178.
- 8 Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Sp. 406.
- 9 Dieser Umstand scheint uns ein starkes Argument gegen die üblichen Deutungen des Konflikts. Johannis ist ein ausgesprochener Teufelstag! Vgl. Anm. 8, S. 402.
- 10 UFA, Theaterkritiken, Bd. 4, S. 204.
- 11 Vgl. AFA, Autobiographische Schriften, II, S. 210 f., III, S. 315.
- 12 Vgl. AFA, Romane u. Erzählungen, Bd. 4, S. 319.
- 13 Lévi-Strauss bezeichnet das Inzestverbot als das universale und minimale Gesetz, daß aus „Natur“ „Kultur“ werde. Vgl. Vokabular der Psychoanalyse, J. Laplanche... Frankfurt a. Main 1989, S. 355.
- 14 Richard Wagner, Der Ring des Nibelungen. Mainz o. J., S. 112 f.
- 15 MEW Bd. 21, S. 42 ff.
- 16 Wie Anm. 12, Bd. 5, S. 240. Folgendes Zitat S. 224 ff.
- 17 Vgl. Rüdiger Bernhardt, Henrik Ibsen und die Deutschen. Berlin 1989. Eine der Fontaneschen Ibsen-Rezeption nicht gerecht werdende Arbeit!
- 18 Wie Anm. 10, S. 98.
- 19 HFA, IV, Bd. 4, S. 487 f.
- 20 Wie Anm. 16, S. 230.
- 21 Vgl. Die Fontanesche Zusammenfassung der Ibsenschen Thesen (wie Anm. 1, S. 95) und Wagners Verteidigung des Inzest als Sieg der „natürlichen Unwillkür“ über das erstarrte Gesetz in „Oper und Drama“.
- 22 Wie Anm. 10, S. 97.
- 23 Hinter dem nicht überwundenen Ödipuskomplex steht bei Christine die Verweigerung der Triangulation, die Sehnsucht nach der Mutter-Kind-Dyade, der symbiotische Chora. Vgl. Peter Zagermann, Ich-Ideal, Sublimierung, Narzißmus... Darmstadt 1985, Zitat S. 23.
- 24 HFA, IV, Bd. 3, S. 101.
- 25 Heute werden die entsprechenden Tempel Hera und Athena zugeschrieben.
- 26 Johann Jakob Bachofen, Mutterrecht und Abendland, Lykien. In: Mutterrecht und Urreligion... Leipzig 1927, S. 140.
- 27 Wie Anm. 26, Vorrede, S. 108f.
- 28 Wie Anm. 15, S. 43.
- 29 Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft... Lemma „Poseidon“, Sp. 491.
- 30 Vgl. dazu Heinz Kohut, Narzißmus. Frankfurt am Main 1973, S. 43ff.

- 31 Aus einer Theaterkritik von 1986. Wie Anm. 10, S. 77.
- 32 So heißt es noch explizit im Entwurf. Wie Anm. 6, S. 31.
- 33 Theologische Realenzyklopädie... Lemma „Dämonen“; Sp. 271.
- 34 Rolf Christian Zimmermann gewidmet. Vgl. dessen Kritik an W. Seibts Aufsatz (vgl. Anm. 70) und seine eigene traditionalistische Studie in den Festschriften Bernd und Rathofer. *„Aber zur Beurtheilung von Kunstwerken, deren Zweck und Ziel ist, sich über das Conventionele zu erheben [...] reicht natürlich der Conventionalismus nicht aus.“* Fontane (HFA IV, Bd. 3, S. 256 f).
- 35 HFA, IV, Bd. 4, S. 34.
- 36 HFA, IV, Bd. 3, S. 676.
- 37 HFA, IV, Bd. 3, S. 365.
- 38 Otto Rank, *das Inzest-Motiv in Sage und Dichtung...* 1920, S. 404 f.
- 39 Vgl. Franz Mehring, *Die Lessing-Legende*, Basel 1946, S. 168.
- 40 Vgl. AFA, *Romane u. Erzählungen*, Bd. 6, S. 506.
- 41 *Des Freyherrn Ludwig von Holberg Dänische und Norwegische Staatsgeschichte...* Copenhagen u. Leipzig 1750, S. 913, S. 909.
- 42 Johann Heinrich Zedler, *Großes vollständiges Universallexikon...* Lemma „Holcke“ Sp. 610.
- 43 So - allerdings ohne Fragezeichen - der Titel des sehr instruktiven Buches von Alson J. Smith, einem Verwandten der „deutschen Pompadour“ Mary Lee-Noer-Waldersee. (Stuttgart 1975.)
- 44 vgl. H. Nürnbergers Kommentar zum „*Wolsey-Fragment*“. In: NFA XXIV, bes. S. 723. Den Grund für Fontanes besondere Faszination nennt N. aber nicht.
- 45 FL, I, S. 338.
- 46 *Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch....* Bd. H-N, S. 251.
- 47 Heinrich Heine, *Shakespears Mädchen und Frauen*. In: Kaufmann, Bd. 5, S. 528. Holk lernt in London die Anna (Darstellerin) dann sogar noch leibhaftig kennen (245).
- 48 HFA, IV, Bd. 3, S. 816.
- 49 FF, S. 309. *„Was mir an dem Kaiser gefällt, ist der totale Bruch mit dem Alten und was mir an dem Kaiser n i c h t gefällt, ist das... Wiederherstellenwollen des Uralten.“* (Brief v. 5.4.1897)
- 50 O. Lorenz, *Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie*. Berlin 1998, S. 305. Vgl. AFA, *Romane und Erzählungen*, Bd. 1, 2, S. 438 f.
- 51 Nicht auch das Geburtsjahr der Kaiserin. Dies zur Berichtigung der in Teil 1 aufgestellten Behauptungen. Auch ist Auguste Victoria nicht in Angeln geboren, sondern in der Niederlausitz.
- 52 Trotz Anm. 51 sind wir der Meinung, daß der Transponierung des Stoffes der Umstand zugrunde liegt, daß es sich um die Heimat der Kaiserin handelte u n d um den historischen Entscheidungsraum für den ersten Schritt zu „Alldeutschland“,

- wobei ja gerade die Rechte der Familie Auguste Victorias von Preußen mißachtet wurden.
- 53 Die Anspielungen auf Wagner wie auf die nordische Mythologie überhaupt lassen es u. E. zu, von *Unwiederbringlich* als von Fontanes säkularisierter „Götterdämmerung“ (und deren Zurücknahme) zu sprechen. Leider kann dem hier aus Platzgründen nicht weiter nachgegangen werden.
- 54 Wie Anm., 43, S. 124 (zeitgenössisches Zitat).
- 55 Otto Fürst von Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart u. Berlin 1926, S. 767.
- 56 HFA, IV, Bd. 4, S. 678.
- 57 Wie Anm. 43, S. 40.
- 58 Die Reden Kaiser Wilhelm II., 1. Teil 1888 - 95. Hrsg. v. J. Penzler. Leipzig (o. J.), S. 125 f. Nächstes Zitat: Deutsches Rundschau 17(1890) S. 157.
- 59 Biographisches Lexikon für Schleswig Holstein... Bd. 8, S. 25f.
- 60 Wie Anm. 59, Bd. 7, S. 125.
- 61 Wie Anm. 43, S. 132.
- 62 So betitelte „ein deutscher Parlamentarier“ seine 1890 erschienene Broschüre kurzerhand „Am Vorabend des Weltkrieges“. Fontane hat derartige Empfindungen damals des öfters artikuliert. „*Riecht es nach Schießpulver?*“ fragt er z. B. 1888. Vgl. HFA, IV, Bd. 3, S. 587.
- 63 Vgl. die - seltsamerweise in Charlotte Jolles Bibliographie nicht aufgeführten - Aufzeichnungen des Sohnes von Fontanes „Buchlieferanten“ F. W. Holtze. Friedrich Holtze, Erinnerungen an Fontane. Berlin 1926, S. 50 ff. Ein sehr aufschlußreicher Text, was vor allem die Auskünfte über die auf immenses Literaturstudium gestützte Schreibvorbereitung des Autors betrifft.
- 64 AFA, Romane und Erzählungen, B. 1, 2, S. 126.
- 65 Wie Anm. 42, Lemma „Trolle“, Sp. 1084.
- 66 Elisabeth Hartmann, Die Trollvorstellungen in den Sagen und Märchen der skandinavischen Völker. Stuttgart u. Berlin 1936, S. 41, S. 54, S. 75.
- 67 Wie Anm. 26, S. 130.
- 68 Heinrich Heine, Elementargeister, wie Anm. 47, S. 363.
- 69 Wie Anm. 68, S. 343. Wie sehr Heines Auffassung von den verkleideten „Göttern im Exil“ auf Fontane gewirkt hat, zeigt die Rezension zu Wilhelm Schwartz, „Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum“. In. NFA XVIII, S. 609 f.
- 70 Wolfram Seibt, Kruses Grab. Die versteckten Nicht-Ehen in... *Unwiederbringlich*. In. FBL 45(1988), S. 50.
- 71 Wie Anm. 64, Bd. 1, 2, S. 281 und Bd. 1, 2, S. 309.
- 72 Wie Anm. 42, Lemma „Weisse Frau“, Sp. 1260 f.
- 73 Vgl. AFA, Gedichte, S. 431 und S. 651 ff. Eindrucksvoll bezeugt Franz Kuglers Warnung vor einer Publikation die Brisanz des Themas (S. 655). Ähnlich auch die von

Holtze geschilderten Bedenken wegen einer Gestaltung des Struensee-Stoffes (vgl. Anm. 63, S. 52). Immer geht es um Rücksichtnahme auf die Hohenzollern.

74 Märkische Sagen und Märchen... Hrsg. v. A. Kuhn. Berlin 1843, S. 125 - 128. Vgl. Fontanes Konspekt zu Kuhn (Anm. 3).

75 Wie 43, S. 119.

76 Der zwanglose Synkretismus von antikem und nordischem Volksglauben (einschließlich der Schwundformen in Märchen und Sagen) ermöglicht die Vielschichtigkeit einer Figur wie Ebba. „Als Ahnmutter fürstlicher Häuser geht sie als weisse Frau, weisse Dame um...“, heißt es unter dem Lemma „Freia, Fria, Frigg“ bei Götzinger. Ebenda die schon von Grimm konstatierte Analogie Venus - Freia. Vgl. Realexicon der Deutschen Altertümer... bearbeitet von E. Götzinger. Leipzig 1885, S. 225.

77 Zit. nach Karl-Heinz Börner, Wilhelm I.... Berlin 1984, S. 148.

## REZENSIONEN

**Edith H. Krause: Theodor Fontane. Eine rezeptionsgeschichtliche und übersetzungskritische Untersuchung.** - Bern u.a.: Peter Lang 1989. 284 S.

(Rez.: Hans Ester, Nijmegen)

In ihrer Arbeit verfolgt Edith Krause - Dozentin an der Moorhead State University - zwei Ziele: „Die vorliegende Arbeit stellt zum einen die Frage nach der Rezeption Fontanes im englischen Sprachraum, wobei die USA und England im Vordergrund stehen; das Hauptinteresse wendet sich zum andern jedoch einzelnen Übersetzungen zu, die als spezifischer Teil der Rezeptionsgeschichte zu sehen sind. Diese Übersetzungen sollen im Vergleich mit dem Original eingehend analysiert werden. Das Ziel der Untersuchung ist es, festzustellen, ob die Kunstleistung Fontanes, die poetische Machart seiner Werke, sein künstlerisches Verfahren und damit auch die dichterische Aussage in einer dem Original entsprechenden Weise in der Übersetzung repräsentiert sind. Es soll herausgefunden werden, ob die vorhandenen Übersetzungen geeignet sind, dem englischsprechenden Leser das Werk Fontanes nahezubringen, und ob sie in der Lage sind, die spezifische Leistung Fontanes zu vermitteln“ (S. 1).

Wenn die Verteilung der Schwerpunkte innerhalb dieser Arbeit in der Reihenfolge der Erkenntnisziele zum Ausdruck gebracht worden wäre, so hätte die übersetzungskritische Untersuchung im Titel den Vorrang gehabt. Die Begründung der umgekehrten Reihenfolge liegt darin, daß der Befund der rezeptionsgeschichtlichen Untersuchung die Grundlage für die Relevanz guter Übersetzungen von Fontanes Werk schafft. Das negative Resultat der rezeptionsgeschichtlichen Untersuchung führt zu praktischen Empfehlungen, beziehungsweise Forderungen hinsichtlich der Übersetzung. Im Grunde fließen beide Forschungsansätze nicht automatisch ineinander über. Dies wäre höchstens dann der Fall, wenn die Rezeption Fontanes in den angelsächsischen Ländern in direkter Beziehung zur Qualität der Übersetzungen seiner Werke stünde. Ob Krause dies nachweisen kann, frage ich mich. Die Voraussetzung dafür ist nämlich, daß die Kriterien der Forschung sich decken mit den Bewertungskriterien der Leser.

Um es gleich am Anfang zu sagen: Die Stärke dieser Arbeit liegt nicht im Rezeptionsteil, sondern in den übersetzungskritischen Analysen. Rein quantitativ umfaßt der Rezeptionsteil nur knapp sechzig Seiten. Hierin versucht Krause nachzuweisen, daß Fontane allgemein gesprochen (außerhalb der Germanistik), bis 1988 wenigstens, eine literarische Randfigur geblieben sei. Die Beweisführung dieser These ist mager und beruht meistens auf Informationen aus zweiter Hand. Hierin zeigt sich die Gefahr einer zu starken Anlehnung an die Gedanken Hans-Heinrich Reuters.

Statt über die Fontanerezeption generell zu sprechen und sich der These von der verspäteten Wirkung anzuschließen, hätte Krause sowohl lokal als in bezug auf die Zeit differenzieren müssen. Fontane war seit seinem Tode 1898 nie eine literarische Randfigur, mögen auch die Motive, sich mit seinem Werk zu beschäftigen, sehr unterschiedlicher Natur gewesen sein. Es gibt zur Rezeptionsgeschichte Fontanes viel mehr einschlägige Untersuchungen, als Krause wahrhaben will. So hätte die Geschichte der Fontane-Editionen in der ehemaligen DDR ein umfassendes Kapitel verdient. Leider verliert die Verfasserin kein Wort über die Aufbau-Ausgabe der Romane und Novellen mit ihrem vorzüglichen Kommentar zur Wirkungsgeschichte der einzelnen Werke.

Der Grund für das in diesem Buch skizzierte Bild der Fontanerezeption mag zum Teil darin liegen, daß Krause versucht, globale historische Zusammenhänge sichtbar zu machen. Dadurch verliert sie die Sicht auf unterschiedliche Voraussetzungen und Situationen der Rezeption. Zu meiner Verwunderung werden die Fontanerezeption in England und jene in den Vereinigten Staaten als Einheit gesehen. Dazu kommt noch das Problem der Zugehörigkeit der einzelnen Forscher zu einer national gefärbten Rezeption. Ist Charlotte Jolles der englischen wissenschaftlichen Fontane-Rezeption zuzurechnen, da sie in London wohnt? Sollen Wolfgang Paulsen, Peter Demetz und Henry Remak Exponenten einer regional begrenzten anglo-amerikanischen Fontanerezeption sein? Das ist bereits angesichts des Erscheinungsorts ihrer Publikationen fragwürdig. Die Verfasserin schreibt zwar: „Qualitativ wie quantitativ halten sich England und die USA in der neueren Forschung etwa die Waage. Im allgemeinen charakteristisch für die amerikanische Kritik ist die zunächst vorherrschende Tendenz zur kursorischen Betrachtung verschiedener Werke und das Bemühen, Zusammenhänge im Gesamtwerk sichtbar werden zu lassen. Die englische Kritik dagegen befaßt sich von Anfang an häufiger mit spezifischen abgegrenzten Aspekten und geht dabei eher in die Tiefe als in die Breite“ (S. 41). Krause führt diese Gedanken jedoch nicht aus und macht aus den zwei Komponenten eine einheitliche Rezeption.

So lückenhaft und wissenschaftlich wenig durchdacht dieser erste Teil, so überzeugend und detailliert ist der zweite, der *eigentliche* Teil von Krauses Arbeit. Welche Bedeutung kommt der literarischen Übersetzung zu? Die Autorin schreibt: „Da der Verbreitung einer Literatur nicht nur geographische, sondern vor allem sprachliche Grenzen als Hindernisse in den Weg treten, wird die Vermittlung einer Literatur im öffentlichen Bereich wesentlich zur Aufgabe der Übersetzer. Erst Übersetzungen vermögen es, das geistig-literarische Leben eines anderen Kulturkreises tiefer zu berühren. Damit steht ganz besonders die Übersetzung im Dienste der Weltliteratur, zu der nur die großen, übernational wirksamen und rezipierten Werke zu zählen sind“ (S. 67). Allerdings kann die Übersetzung nur dann ihre ästhetische Aufgabe erfüllen, wenn sie bestimmten sprachlichen Anforderungen genügt.

Krause beweist die Notwendigkeit profunder Kenntnisse der Romane Fontanes für den Übersetzer an Hand sorgfältiger, mit Freude und Einsicht geschriebener Stilanalysen seiner Werke: „Gerade der Grad der sprachlichen Gebundenheit der Werke Fontanes stellt eine besondere Herausforderung an die

Übersetzung dar. In der genauen Analyse ihrer Gestaltung, in der Betrachtung ihrer Mängel und Siege, hoffen wir, Schritt für Schritt, d.h. Wort für Wort, dem Geheimnis des Fontaneschen Schaffens wenigstens etwas näher zu kommen. Dabei ist die Übersetzung nicht nur als solche zu betrachten, sondern auch in ihrer Vermittlerfunktion. Es soll ihr schließlich gelingen, die Kunst Fontanes weiterzutragen; also muß danach gefragt werden, ob auch dem Leser der Übersetzung die Möglichkeit gegeben ist, den besonderen künstlerischen Charakter der Werke Fontanes zu erfassen. Der Ruhm des Autors gründet sich auf das Schwebend-Leichte, Grazie seiner Sprache. Das 'Wie' der Darstellung ist ihm ebenso wichtig wie das 'Was', das ja erst in dem 'Wie' seinen authentischen Charakter findet. Wenn Fontane in einem anderen Sprachraum eine Chance eingeräumt werden soll, muß dieses 'Wie', die Handhabung der Sprache, in der eine ganze Welt aufgehoben ist, eine entsprechende Umsetzung finden" (S. 78).

Auch geht die Verfasserin auf den spezifischen historischen Kontext der Romane Fontanes ein: „Die verschiedenen Bereiche, in denen die Übersetzungs-Äquivalenz eine Rolle spielt, sind der Bereich der denotativen Äquivalenz (hinsichtlich außersprachlicher Sachverhalte), der konnotativen und textnormativen oder stilistischen Äquivalenz (hinsichtlich der Art der Verbalisierung sowie der Text- und Sprachnormen), der pragmatischen oder kommunikativen (d.h. der empfängerbezogenen) Äquivalenz und der expressiven Äquivalenz im Hinblick auf 'sprachspielerisch-sprachthematisierende und individualstilistische Eigenschaften' des Ausgangssprachlichen Materials. Ebenso ist auch das schriftlich niedergelegte oder sich im Übersetzungsverfahren manifestierende Vorverständnis des Übersetzers mitzureflectieren" (S. 87).

Sehr überzeugend analysiert Krause den Roman *Frau Jenny Treibel*. Was sie hier leistet, ist für die Bewertung der Übersetzung des Romans von großer Relevanz. Die Analyse ist aber auch für sich betrachtet höchst aufschlußreich und gehört zum Besten, was bisher über *Frau Jenny Treibel* publiziert wurde. So weist Krause genau nach, welche Bedeutung des epische Gesetz der Perspektivierung für Fontane besitzt. Bei der Wiedergabe der künstlerischen epischen Struktur und im Bereich der historischen Einzelheiten liegen die Fallstricke für den Übersetzer: „Der Informationswert der Werke Fontanes wird also recht hoch veranschlagt. Gerade darin liegt aber auch eine entscheidende Schwierigkeit für den modernen Leser Fontanes und vor allem für den Leser der Übersetzung. Insbesondere letzterem bleibt das Material unauslotbar, denn es fehlen oft zielsprachliche Äquivalente für Sachverhalte politischer, institutioneller oder sozialer Art oder auch z.B. Hintergrundwissen hinsichtlich bestimmter Tatsachen aus der Tagespresse und dergleichen, die zur Entstehungszeit im Ursprungsland allgemein bekannt waren" (S. 108). Zu den gemeinten Sachverhalten gehören etwa Höflichkeitstitel, Anredeformen, Ehrentitel, Bildungswissen, topographische Angaben, Währungen und Nahrungsmittel.

Nicht weniger interessant sind die innersprachlichen Elemente in ihrer Bedeutung für die Übersetzung. Die Probleme, die mit der übersetzerischen Realisierung solcher innersprachlichen Elemente verbunden sind, behandelt Krause im Zusammenhang mit den Übersetzungen der Romane *Irrungen, Wirrungen*, *Frau Jenny Treibel* und *Effi Briest*. Es geht dabei um lexikalische Katego-

rien wie „Substantivableitungen, Fremdwörter“, „Substantivkomposita“ und „Adverbien“. Auch geht es um Syntaktisches und um Wortspiele. Äußerst amüsant sind die lexikalischen Fehlleistungen der Übersetzer, wie die Verwechslung von „Eisen“ und „ice“, die Übersetzung von „freisprechen“ durch „to be quite honest“.

Die Schlußbemerkung der Verfasserin schiebt noch einmal die Problemstellung des Titels in den Vordergrund. Wider Willen geht aus ihr hervor, daß die wissenschaftliche Fontanerezeption in England und den USA für die Kritik an den Übersetzungen nicht wirklich notwendig war. Die detaillierte Betrachtung der bestehenden Übersetzungen in englischer Sprache - von *Irrungen, Wirrungen* und *Effi Briest* bestehen mehrere Übersetzungen - hat die zahlreichen gravierenden Fehler und Mängel dieser Übersetzungen ans Tageslicht gebracht. Wer sich über die Fontane-Übersetzungen im angelsächsischen Sprachgebiet informieren will, findet bei Krause eine verlässliche Quelle. Viel wichtiger jedoch ist die Übersetzungskritik. Krauses kritisches Verfahren kann als Modell gelten für vergleichbare Untersuchungen, die sich auf Fontane-Übersetzungen in anderen Sprachbereichen richten.

---

**Hans-Jürgen Schmelzer: Der alte Fontane. - Berlin: Stapp Verlag 1992. 128 S. (Preußische Köpfe)**

(Rez.: Luise Berg-Ehlers, Bochum)

Der Titel täuscht! Nicht nur der „preußische Kopf“ des alten, auch der des sogenannten „mittleren“ Fontane wird vom Verfasser gezeichnet; sein Buch umfaßt also die Jahre von 1859 bis 1898. Damit ist der bemerkenswerte, wenn auch nicht ganz gelungene Versuch angedeutet, fast vierzig Jahre eines an Erlebnissen und literarischen Ergebnissen reichen Schriftstellerlebens auf gut hundert Seiten darbieten zu wollen. Im Inhaltsverzeichnis findet man die lapidaren Hinweise: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, „Der Kriegsberichterstatte“, „Das Frankreichabenteuer“, „Vom Theaterkritiker zum Romancier“, „Der große Erzähler“, „Späte Ehrungen, Abschied“. Darüber aber kann der Leser bereits andernorts in den zahlreichen und an Umfang wie Intention unterschiedlichen Fontane-Biographien hinreichende Informationen erlangen. Warum also und für wen ist dieses neue Buch geschrieben?

Fontane als erfahrener Rezensent und als zuweilen von leidvollen Erfahrungen geprägter Rezensierter warf immer ein skeptisches Auge auf die sogenannten „Waschzettel“ der Verleger, für die heutzutage die Rückseiten der Buchumschläge eintreten müssen. Und da finden wir bei dem vorliegenden Band in nuce eine Fontane-Biographie, die den eventuell unkundigen Leser daran zweifeln läßt, ob das Objekt seines literarischen Interesses dieses wirklich verdient hat. Dort steht nämlich u.a.:

„Der alte Fontane (...) bleibt, wie auch der junge, ein entlaufener Apothekerhilfe, der sich als schlechtbezahlter Zeitungskorrespondent, Kriegsberichterstatte, Reiseschriftsteller kümmerlich durchschlägt. Er muß eine Familie mit vier Kindern durchfüttern. Die mit Bienenfließ zusammengetragenen 10.000 Seiten Kriegsbücher erweisen sich als verlegerisches Fiasko. Der vierbändige Romanerstling „Vor dem Sturm“ des nahezu 50jährigen wird selbst von engeren Freunden kaum gelesen. Die Wanderungen, Balladen, Spruchgedichte machen ihn zwar relativ bekannt, sichern ihm aber keine wirtschaftliche Existenz. Frust reiht sich auf [!] Frust. Das macht ihn vorübergehend reif für die Nervenlinik. Als der große Ruhm sich endlich einstellt, muß der Dichter vom Leben Abschied nehmen.“

Wer sich von dieser Beschreibung eines scheinbaren Versagers nicht abschrecken läßt, sondern sie vielmehr als raffiniert eingesetztes Mittel einer Rätselfrage nach Art von „Wer wars?“ begreift und das Buch zu ihrer Beantwortung nutzen möchte, wird zumindest eine Aussage des Rückseiten-Textes teilweise bestätigt finden: „Der Mensch Fontane wird gegenwärtig.“

In einem aus Briefen, Biographien, autobiographischen Texten und kurzen Darstellungen der Werke recht geschickt komponierten Mosaik erstet zumindest als Skizze die zweite Hälfte von Fontanes Leben vor den Augen des Lesers. Er nimmt Anteil an den unermüdlichen Versuchen Fontanes, nach der Zeit in England wieder Fuß zu fassen in Berlin, dort eine Existenz zu gründen, die der Familie mehr als nur das Überleben sichert und neben der ökonomischen Etablierung auch die als anerkannter Schriftsteller zu betreiben. Er hat Mitleid mit dem gesundheitlich oft Angeschlagenen, freut sich mit dem stolzen Familienvater, verfolgt skeptisch die Aktionen des nicht immer verständnisvollen Ehemannes, liest mit Bewunderung von der immensen Arbeitsleistung des Autors, bedauert, daß die Mühen kaum den erstrebten Erfolg zeitigen und ist froh über jede Anerkennung der literarischen Leistung. Die „späten Ehrungen“ erlebt er geradezu als das glückliche Ende, den versöhnlichen Abschluß eines - so suggeriert es der Text - vor allem an Tiefen reichen Schriftstellerschicksals.

Wenn der Leser „nur“ einige Seiten des Menschen Fontane durch Schmelzers Buch kennengelernt hätte, so wäre das bereits eine interessante Erfahrung gewesen. Der Autor zeigt aber auch die Verschränkung von Leben und Werk, indem er in sein Mosaik kurze Beschreibungen der Kriegsbücher, der Wanderungen und der Romane einfügt, deren Anlaß und Entstehung erläutert und knappe Verweise auf den Inhalt gibt.

Allerdings - und diese Tatsache ergibt sich zwangsläufig aus der Kürze der gesamten Darstellung - bleibt vieles nur skizzenhaft, muß sich der Leser mit Andeutungen begnügen, wo er sich vielleicht Deutungen gewünscht hätte. Umso wichtiger wäre es gewesen, dem Buch ein ausführlicheres, eventuell sogar kommentiertes Literaturverzeichnis mitzugeben (möglichst auch ohne Druckfehler), damit der interessierte Leser nach der ersten, etwas oberflächlichen Bekanntschaft mit Fontane die Möglichkeit erhalten hätte, die Kenntnis von Leben und Werk zu vertiefen. Dies wäre vor allem deshalb wichtig, weil der durch das Buch vermittelte Eindruck der „Kümmerexistenz“ Fontanes

durchaus der Relativierung bedurft hätte. Wenig nämlich wird z.B. gesagt von dem selbstbewußten Schriftsteller, der sich seiner Bedeutung und seiner herausgehobenen Stellung in der literarischen Gesellschaft seiner Zeit durchaus sicher war. Auch ist die Art der Präsentation zuweilen etwas sprunghaft; dann bleibt es dem Leser überlassen, die Verbindung zwischen den einzelnen „Mosaiksteinen“ zu schaffen. Als feuilletonistisch geschriebener Einstieg verstanden, vermag das amüsant zu lesende Buch aber durchaus Anregungen zur weiteren und intensiveren Beschäftigung mit Fontane zu geben.

---

**Theodor Storm. Ein Lesebuch für unsere Zeit.**

Hrsg. v. Peter Goldammer (Weimar). - Berlin: Aufbau Taschenbuch-Verlag 1992. 478 S.

(Rez.: Walter Zimorski, Oberhausen)

Das von Peter Goldammer zusammengestellte Storm-Lesebuch präsentiert dem Lesepublikum eine umfang- und abwechslungsreiche Auswahl von Gedichten, Märchen, Briefen und weniger bekannten, gleichwohl interessanten und unterhaltsamen Erzählungen und Novellen Theodor Storms. Der leitende Grundsatz dieses auf vielfältige Weise anregenden Lesebuches, exemplarische Texte im ungewohnten Kontext zu präsentieren, bietet einen nicht zu unterschätzenden Vorteil: Die Textauswahl - in vier übersichtliche Kapitel aufgeteilt und mit acht Abbildungen illustriert - kann bislang wenig bekannte Akzente setzen, zum intensivierten Nachdenken über erste oder erinnerte Leseindrücke anregen, aber auch zum Überdenken verfestigter Erklärungskonventionen auffordern.

Die mit diesem Lesebuch beabsichtigte Betrachtungsweise ermöglicht es dem Leser, sich den ausgewählten Schriften Theodor Storms mit konzentriertem Blick und zugleich aus erweiterter Perspektive zu nähern: Es soll Einblicke und Einsichten ermöglichen und zum Weiterlesen von auszugsweise dargestellten Erzähltexten motivieren. Ansätze zum Kennenlernen dargebotener Storm-Texte und zur Charakterisierung des Menschen Theodor Storm bietet die Wechselwirkung von Längs- und Querschnitten Stormscher Schriften aus vielen Lebensabschnitten und aus den verschiedensten Lebensbereichen. Die Auswahl stellt vorzugsweise solche Texte in den Vordergrund des Leserinteresses, die für Storm in der jeweiligen Lebens- und Schaffensphase bedeutsam waren, so daß Wechsel und Beständigkeit von Storms Lebenswelten und Dichtkunst zum Vorschein kommen: Konfliktreiche Lebens-, Ehe- und Familiengeschichten, die Storm in symbolischen Einzelfällen dramatisch erzählt, zeugen von der Gefährdung und Zerstörung menschlicher Beziehungen.

Das vorliegende Lesebuch kann gerade auch dem jüngeren Leser, der Storm noch nicht kennt, oder dem Leser, der ihn aus einem verengten Blickwinkel

kennenlernte, die Lektüre vollständiger Erzähltexte erleichtern. Auch wer schon zu den Storm-Freunden gehört, wird an Bekanntes erinnert, zu unrecht fast Vergessenes und Unbekanntes, biographisch und werkkundlich durch ein informatives Begleitwort erläutert, vorfinden. Eine Tafel zu Storms Leben und Zeit und ein knapper, auf bedeutsame Daten und Fakten konzentrierter Erläuterungsteil geben Verständnishilfen zu den ausgewählten Texten, so daß grundlegende Einsichten und Urteile über Storms Leben und Schriften ermöglicht werden. Auf diese Weise können die dargestellten Textbeispiele zu einem modifizierten Stormbild beitragen. Dieses Lesebuch legitimiert sich auch durch die Absicht, Storms Verflechtung mit der politisch-sozialen Umbruchsituation seiner Zeit, sein politisches Engagement und sein Interesse an sozialen Fragen vorzustellen. Es ermöglicht dem Leser, Einblicke und Einsichten zu gewinnen in literarisch-biographische Facetten Theodor Storms als eines erst allmählich national und international anerkannten Schriftstellers des „poetischen Realismus“.

Das mit diesem Lesebuch gelungene Arrangement charakteristischer Texte des Lyrikers, Novellisten, Erzählers und Briefschreibers Theodor Storm lädt gerade auch jüngere Leser ein zu abwechslungsreicher Lektüre eines empfehlenswerten Lesebuches. Was hatte schon Lessing vom gemischten Lesepublikum am meisten erwartet? - „Wir wollen weniger erhoben / Und fleißiger gelesen sein.“

---

**Frederick Betz/Jörg Thunecke: „Heiteres Darüberstehen oder Doppelzüngigkeit?“ Die Familienbriefe (1905) Theodor Fontanes: Ein unbekannter Text (1922) von Fritz Mauthner. - Nottingham: im Selbstverlag 1992. 49 S.**

(Rez.: Paul I. Anderson, Aalen)

#### Notizbuch 22 macht Karriere

Vor gut zehn Jahren, bei Recherchen im Zusammenhang mit dem Aufspüren und Veröffentlichigen von Theodor Fontanes Briefen an Fritz Mauthner, stieß Jörg Thunecke im Mauthnerschen Nachlaß in der Archivabteilung des New Yorker Leo Baeck Institutes u.a. auf das ordentlich archivierte, mit Bleistift teilweise beschriebene Notizbuch Nr. 22.<sup>1</sup> Die längere Teilhälfte brachten er und Frederick Betz bereits 1984 unter der Überschrift „Fritz Mauthners Berliner Jahre 1876-1905“<sup>2</sup> heraus, kurz bevor Fontanes Briefe an Mauthner in den Hefen 38 und 39 der „Fontane Blätter“<sup>3</sup> erschienen. In beiden Veröffentlichungen wurde auf einen „letzten Willen“ Mauthners verwiesen, der mit der erwähnten Veröffentlichung in Zusammenhang stünde und bald erscheinen werde. Daß dieses Versprechen erst 1992 durch Selbstverlag in England gehalten wurde, hat bestimmte Gründe, die der jüngeren Germanistengeneration als Negativbeispiel dienen können, wie man mit dem literarischen Erbe nicht umgehen

darf. Jedenfalls spielt ein „bewußt polemischer Kommentar“ (S. 5) bei der Verspätung wirklich keine Rolle; der kommt erst.

Zusammenfassend nimmt Mauthner zweimal Anlauf, um zu begründen, warum er seine Korrespondenz - die Briefe von ihm und an ihn - nicht veröffentlichten läßt. Beide Male ist sein Ärger über Fontane, dessen Briefschreiberverhalten in den Familienbriefen Mauthner unwahrhaftig und rein zweckbestimmt erscheint, der Ausgangspunkt. Im ersten Abschnitt mischt sich etwas Selbstkritik ein, aber dann weitet sich seine Ablehnung zu einer Verdammung der Korrespondenzveröffentlichung überhaupt aus, wobei er sich beim Thema der genauen Wortlautwiedergabe von Bismarcks Gesprächen verheddert. Beim zweiten Anlauf wird es problematischer, weil er sich an die an ihn gerichteten Briefe des ermordeten Politikers Gustav Landauer, der Sängerin Lilli Lehmann und Marie von Ebner-Eschenbach als so intim erinnert, daß er jene Freundschaften nicht durch Dritte entweiht sehen möchte. Und noch einmal beschleichen ihn Zweifel über unaufrichtige Briefeschreiber, wobei ihm zum zweiten Male der Redakteur Julius Rodenberg sozusagen als Nebenbuhler einfällt, wo der doch „einfach ein Lumpenkerl...“. Bei diesem Schimpfwort scheint dem Todkranken die Kraft ausgegangen zu sein.

Alle Wissenschaftszweige werden gemeinhin in Forschung und Lehre aufgeteilt, wobei die Gewichtung selten gleichmäßig ausfällt. In der Literaturwissenschaft überwiegt die Lehre gegenüber der Forschung so stark, daß außerhalb des Seminars häufig Zweifel an der Bezeichnung „Forscher“ laut werden, denn damit verbindet die Allgemeinheit eine ausgesprochene Entdeckertätigkeit. So mag es verständlich sein, daß ein Germanist in Aufregung verfällt, wenn er im Klubhaus der toten Dichter eine Fundsache anmelden kann. Dennoch interessiert selbst die Entdeckung ungeahnter Werke eines Meisters, wie die beiden Skizzen des jungen Fontane im Archiv des Cotta Verlages,<sup>4</sup> nur eine kleine Zahl von Fachleuten. Mußten die Herausgeber deswegen zum Selbstverlag greifen, weil sie das polemische Sagen haben wollten? Oder lagen die Gründe nicht etwas näher? Hierzu ein Gegenbeispiel:

Als ich neulich die Erste Sinfonie des Jugendfreundes Gustav Mahlers, Hans Rott, im Rundfunk hörte, war ich - wie bestimmt jeder Mahler-Liebhaber - zutiefst erschüttert, weil sie nicht nur unheimliche Einblicke in Mahlers Genie erlaubt, sondern auch eine menschliche Tragödie ahnen läßt, die vielleicht nur mit der Georg Büchners zu vergleichen wäre.

Was hat denn dieser musikalische Exkurs nun mit dem vorliegenden Fall zu tun? Er illustriert, daß solche Entdeckung im Kulturerbe erst Beachtung verdient, wenn der Fund an sich Substanz hat, wenn er unser Wissen - nicht nur unsere Wissenschaft - vertieft und unsere Kultur bereichert. Fritz Mauthners Totenbettaufzeichnungen dagegen werden niemanden erfreuen, es sei denn, er ist Wissenschaftler und auf der Suche nach Zeitzeugen. Wo die Herausgeber sich vorerst in Bescheidenheit hätten üben sollen, haben sie eher versucht, eine Sensation zu propagieren.

Aber selbst die schönste Sensation entschuldigt den Entdecker nicht, der dabei die Wissenschaftlichkeit vernachlässigt.

Jeder Hobbyarchäologe beschreibt seine Funde besser als Betz und Thuncke. In allen drei Veröffentlichungen, wo auf diesen „Text“ - ein fürchterlicher Begriff, der heutzutage für jede Manipulation herhalten muß - Bezug genommen wird, fehlt die Beschreibung des Gegenstandes, jenes handelsüblichen Notizbuches Nr. 22 im Leo Baeck Archiv. Stattdessen wird vage und abstrakt von „Texten“ gesprochen, die alsbald zu „Manuskripten“ gekürt und mit noch jeder erdenklichen Überschrift versehen werden. Der Rezensent hat das Original in New York selber studiert und besitzt eine Fotokopie davon. Es hat keine weitere Überschrift als die auf der ersten in Blei beschriebenen Seite: „Zu Erinnerungen II.“ sowie das Datum „9.XI.22“. Die Seiten des Notizbuches sind nachträglich numeriert worden, vermutlich vom Archivar. Der erste Abschnitt, der als „Berliner Jahre“ veröffentlicht wurde, füllt die ersten 47 Seiten, der jetzt erschienene zweite Abschnitt Seite 48 bis 57. Danach ist das Heft leer. Da Mauthner schon krank war und bereits am 26. Juni 1923 verstarb, kann die Bemerkung, „diese Zeilen <können> der einfache Ausdruck seines letzten Willens <..> sein“, weder überraschen, noch sonderlich ins Gewicht fallen. Mit der wichtiguerischen Formulierung, dieser Abschnitt sei „aufgesetzt während seiner letzten Jahre“ (S. 21), deuten die Herausgeber etwas an, was die wenigen Zeilen nicht hergeben. Erstens entstanden sie in Mauthners letztem halbem Lebensjahr, und zweitens wurden sie nicht, wie das Wort suggeriert, notariell „aufgesetzt“, denn der dazugehörige Rahmen fehlt ganz, etwa die Nennung von Zeugen bzw. Vertrauenspersonen oder äußere Formmerkmale. Diese unfertigen, z.T. bitteren Zeilen herauszureißen und als den letzten Willen zu proklamieren, ist doch nur Sensationshascherei. Daran ändert nichts, daß Mauthners Erben und Freunde sie praktisch als Verfügung verstanden und seine Briefe nicht freigegeben haben. Mauthner schreibt selbst, er habe diese Anweisung schon öfter ausgesprochen, so daß Notizbuch 22 in Jörg Thuncke womöglich seinen ersten Leser gefunden hat. Überhaupt war die getrennte Veröffentlichung der beiden Teile kaum zu begründen, denn sie sind zweifellos kurz nacheinander niedergeschrieben worden. Das einzige Anzeichen einer Trennung in den Aufzeichnungen ist eine wellige Linie oben auf Seite 48. Allerdings fällt das Schriftbild dadurch verschieden aus, daß die Schrift ab S. 48 wesentlich schärfer mit dem Papier kontrastiert - als ob dieser Abschnitt in einem Moment zurückkehrender Stärke begonnen wurde, der aber genauso schnell - beim Gedanken an Julius Rodenberg - wieder verflog.

Im Gegensatz zur Veröffentlichung des ersten Abschnitts, der zahlreiche, auch kaum erklärliche Fehler enthält, findet der Rez. hier im zweiten nur drei fehlerhafte Lesarten, von denen keine den Sinn stört: Seite 7, Zeile 6: „bestimmung“ statt „Bestimmung“; S. 8, Z. 19: „Eitelkeiten“ statt „Eitelkeit“ und 8. Z.v.u.: von „urteilte“ ist das Schluß-“e“ durchgestrichen. Ein wenig verwunderlich ist der Umstand, daß der Text plötzlich abbricht und trotzdem Korrekturstellen - allerdings unvollständige - aufweist. Es wäre daher angebracht gewesen, den nicht einmal drei Seiten langen Text etwas größer und lesbarer zu gestalten, da er ohnehin zwischen den insgesamt 49 Druckseiten zu verschwinden droht. Und wenn Porträts von Fontane und Mauthner kopiert werden konnten, warum nicht auch die Handschrift?

Mit der Erwähnung des räumlichen Mißverhältnisses muß nun auch die Qualität des Kommentars und Anhangs angesprochen werden. Wer die o.g. Veröffentlichungen aus den „Fontane-Blättern“ 1984/85 kennt, erinnert sich bestimmt und ungern an eben dieses Mißverhältnis.

Vor allem schienen die Herausgeber damals einen Weltrekord im Fußnotenschreiben aufstellen zu wollen. Es ging so weit, daß manche Fußnote eine soeben gelesene wiederholte, was noch mehr verwunderte, da sehr viele davon entweder nur Querverweise zu anderen Fußnoten waren oder solche Querverweise enthielten: wozu denn die ganze Redundanz? Inzwischen scheint man die *b i t*-sparende Taste gefunden zu haben, aber das Hauptübel bleibt.

Obwohl die Fußnoten nicht mehr wie Pilze aus dem Boden schießen, sucht man noch vergebens nach einer ernstzunehmenden geistesgeschichtlichen, psychologischen oder literarischen Wertung. Stattdessen wird zu guter Letzt die Fontane-Forschung allen Ernstes aufgefordert, die „Korrektur unseres bisherigen Bildes vom Brief-Schreiber Fontane und Schaffung einer neuen Perspektive“ (S. 36) fortzusetzen. Hier wurde eine wissenschaftliche Gelegenheit erst inflationiert und dann wie ein Schwarzer Peter weitergereicht. Anscheinend konnten oder wollten die Herausgeber kein eigenes, einigendes Konzept entwickeln. Um solches tun zu können, hätten sie nämlich das werden müssen, was sie nicht waren: Experten in Sachen Mauthner und seinen Themen. Solche sind nicht zahlreich, aber ein paar qualifizierte Arbeiten aus den siebziger Jahren werden hier erwähnt.<sup>5</sup> Doch auf sie wird nicht wirklich eingegangen, die Autoren werden auch nicht konsultiert.

Schon die uferlose Überschrift verrät nichts als Ratlosigkeit. Der Ausdruck „Doppelzüngigkeit“ kommt bei Mauthner nicht einmal andeutungsweise vor, sondern überspitzt einen Teilaspekt seiner gequälten Überlegungen allzu absichtlich. Auch die Wahl der Formel „Heiteres Darüberstehen“ aus dem Jahre 1937 - als Antipode zum 1923 verstorbenen Mauthner - kommt einem halben Anachronismus gleich. Darüber muß man auch begreifen, daß Friedrich Fontane „Heiteres Darüberstehen“ - der Titel der damals veröffentlichten Familienbriefe - als Motto seiner eigenen „inneren Emigration“ verstanden wissen wollte, während der damalige Student Henry Remak - dem es mehr um den Vater als den Sohn ging - diese Formel in seiner Rezension ablehnte und auf einhellige Zustimmung traf. Daß die Formel trotz besseren Wissens immer noch manchem Feuilletonschreiber gefällt, ist eine Sache für sich. Jedoch zu behaupten, die Fontane-Forschung habe sich jemals einer solchen Auffassung hingegeben, ist keine Polemik, sondern eine Unterstellung.

Zwischen „Entdeckung“ und Veröffentlichung vergingen also zehn Jahre - genug Zeit, um ein eigenes Konzept zu entwickeln. Doch weit gefehlt: die nur eine Seite lange Einleitung; die 31 langen Fußnoten dazu auf mehr als zehn Seiten; die 16 Seiten „Kommentar zum Text“ und die auf 6 Seiten verteilten 83 Fußnoten dazu können den fehlenden, einen Zusammenhang schaffenden Aufsatz nicht ersetzen. Was uns statt eines solchen angeboten wird, ist eine Zitate und Bemerkungen aneinanderreihende Materialsammlung, die mit der Aufforderung an Unbekannt endet, bittschön die Denkarbeit zu tun. Was die Heraus-

geber damit bezweckten, bleibt dem Leser bzw. Rezensenten zu erraten. Zum Beispiel fragt man sich, warum die Herausgeber Mauthners wohlüberlegte Rezension aus dem Jahre 1905 nicht ganz wiedergeben, anstatt sie so ausgiebig zu zitieren. Viel mehr Raum als die originalgetreue - ungewollt lächerliche - Korrespondenz zwischen Mauthner, Fontanes Tochter und dem Brief-Herausgeber Ettliger kann sie nicht einnehmen, uns aber eher glauben lassen, daß Mauthner nicht bloß ein nachtragender Kauz, sondern ein ernstzunehmender Essayist gewesen ist.

Was hier als Illusionslosigkeit und Unerschrockenheit verstanden sein will, ist doch nur Kapitulation vor der selbstgestellten Aufgabe. Die „natürliche Konsequenz“ solcher Denkverweigerung ist ein Steckenbleiben in der Perspektive der Zitate. Hier liegt es aber noch mehr im Argen, denn Mauthners differenzierte Vorwürfe werden zu „Doppelzüngigkeit“ verflacht, während kein angemessener Begriff zur Überwindung angeboten, sondern der Strohmann „Heiteres Darüberstehen“ zum Abschluß freigegeben wird. Da konnte den Herausgebern zum Schluß nichts mehr einfallen, als ihrem überspitzten Mauthner recht zu geben.

Bei so gründlichen Versäumnissen und Fehlanzeigen könnte der Leser aber über den einen guten Ansatz schier hinweglesen; denn wenn dieser Mauthner-Fund nie und nimmer zu einem Fontane-Fund umgemünzt werden kann, so hat Betz doch die einzige Möglichkeit erkannt, um den Fund fontanemäßig auszuwerten - als weiteren hübschen Beleg in einer Studie über die Rezeption der Fontane-Briefe. Gegen Ende des Kommentars werden nämlich noch nie berücksichtigte Zitate ausgebreitet, die zwar keine frühe Fontane-Renaissance, dafür aber einen Fontane-Brief-Schock belegen, der schon 1910 den jungen Thomas Mann als Verteidiger Fontanes auf den Plan gerufen hat. Man bekommt den Eindruck, als schlummere in den Nachlässen von Fontanes Zeitgenossen ein regelrechter Rezeptionskrimi, deren Oberfläche hier erst angekratzt wird und der nur auf den wartet, der über die geschichtlichen Kenntnisse und psychologische Weisheit verfügt, um daraus eine überzeugende Gesamtdarstellung zu machen. Wohlan, Ritter des Geistes! Aber vergeßt nicht, daß man von Euch mehr verlangt als eine Materialsammlung, denn wer das Sagen haben will, muß es auch tun.

Ein vorbildliches Muster für die Veröffentlichung und Vermittlung bisher unbekannter Zeitzeugen bietet Helmuth Nürnberger im Heft 54 der „Fontane Blätter“.<sup>6</sup> Es handelt sich um nur vier Briefe Fontanes an den Stadtgerichtsrat und Maler Felix Possart, den Fontane über zwei alte Tunnel-Bekannte für seine Scherenberg-Biographie „ausquetschen“ wollte. D.h., daß in jener kleinen Sammlung es sich sehr gut überprüfen läßt - weil die Zweckmäßigkeit der Korrespondenz außer Zweifel steht -, ob der Briefschreiber Fontane der Doppelzüngigkeit mit Recht geziehen werden kann. Er bittet nämlich nicht nur um Auskünfte, die nur unter der Hand weitergegeben werden, sondern macht auch klar, wie seine private Meinung und öffentliche Stellungnahme voneinander abweichen - bis ins Detail. Mit sicherem Instinkt hat Nürnberger eine Stelle im zweiten Brief als Überschrift gewählt, womit Fontane sein Vorgehen begründet, „... weil ich dann so recht den Versöhnlichen, den Ausgleichenden spielen könnte.“ Doch weit entfernt, Fontane daraus einen Strick drehen zu wollen,

fährt Nürnberger im Sinne des beruflichen Schriftstellers fort: „Er 'spielt' den Versöhnlichen, es ist eine Rolle; das Verfahren zielt darauf ab, die 'Wahrheit' unter die Leute zu bringen.“

„<...> Fontanes Äußerung gegenüber Possart gehört in den Umkreis einer einst heftigen Auslegungsdebatte, die sich an dem mißverständlichen Titel einer 1937 erschienenen Nachlaßsammlung von Familienbriefen entzündete. 'Heiteres Darüberstehen' <...> Es bedarf keiner erneuten Darlegung, daß Fontanes Briefwerk insgesamt keineswegs von einem solchen Geist geprägt ist. <...> Dafür, daß es sich bei der vorgeblichen gelassenen Distanz nicht selten um eine Kunstfigur handelt, die engagierte Teilnahme nur verbirgt, bildet das zitierte Briefbekenntnis ein unauffälliges Zeugnis.“<sup>7</sup>

Was kann man dazu noch sagen, als daß Mauthners späte Aufzeichnungen Zeugnis dafür bilden, wie wenig er - und so mancher anderer - die Rolle eines wirklichen Dichters verstanden hat und wie sehr egozentrisch er selber über Mensch und Welt zu urteilen gewohnt gewesen ist?

#### Anmerkungen:

- 1 Archivnummer V9/1-4, AR-C, folder IV „Tagebücher, Notizbücher“.
- 2 „Erinnerungen des Buddha vom Bodensee.“ Im Jb. für brandenburgische Landesgeschichte 35/1984, S. 137-161.
- 3 „Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts.“ Fontane-Blätter 1984/2, S. 507-560; 1985/1, S. 7-53.
- 4 Zwei Post-Stationen. Faksimile der Hs. Hrsg. v. Jochen Meyer. - Marbach/Neckar 1991. 64 S. Vgl. auch Rez. durch Helmuth Nürnberger im Heft 53 der Fontane-Blätter, S. 121-123.
- 5 Joachim Kühn: „Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk“ (Berlin/New York; 1975). Walter Eschenbacher: „Fritz Mauthner und die deutsche Literatur um 1900“. Eine Untersuchung zur Sprachkrise der Jahrhundertwende (Bern; 1977).
- 6 „'.. weil ich dann so recht den Versöhnlichen, den Ausgleichenden spielen könnte'. Vier Briefe Theodor Fontanes an Felix Possart“, S. 8-17.
- 7 Ebenda, S. 15.

**Barbara Bartos-Höppner: Die Schuld der Grete Minde. - München: Bertelsmann Verlag 1993. 411 S.**

(Rez.: Axel Kahrs, Lüchow)

Ein tiefer, aber nicht immer unproblematischer Einblick in die Autorenwerkstatt bietet sich Fachleuten und Laien, wenn Schriftsteller historische Themen bearbeiten, auf dokumentarisch belegte Ereignisse zurückgreifen oder reale Örtlichkeiten zum Schauplatz ihrer fiktionalen Geschichten machen.

Ob die Lübecker Bürger die „Buddenbrooks“ nach Ähnlichkeiten mit lebenden Personen durchforsteten, Goetheaner die Prozeßakten gegen die Kindermörderin Susanna Margaretha Brandt für die Gretchen-Tragödie studieren oder Fontane-Spezialisten in Tangermünde recherchieren: Stets geht es um das schillernde Wechselspiel von Kreativität und Realität; geschichtliche Treue oder freie Deutung, phantasievolle Ausschmückung gegen dokumentarisches Rollenspiel - der Möglichkeiten sind viele, und sowohl Autor als auch Leser beteiligen sich seit Jahrzehnten an diesem literarischen Vexierspiel.

Im Fall Theodor Fontanes und seiner Novelle „*Grete Minde*“ hat die Forschung den Entstehungsprozeß des Textes und seine historische Vorlage gründlich durchleuchtet. Fontane wählt 1878, am Beginn seiner Laufbahn als freier Schriftsteller, das Thema der Tangermünder Brandstifterin, das ihn wegen seiner psychologischen Deutungsmöglichkeiten reizt; möglicherweise beabsichtigte Anspielungen auf aktuelle Ereignisse wurden von Klaus Globig und Paul Irving Anderson erörtert (1). Das Aktenmaterial, das Fontane damals zur Verfügung stand, geht eindeutig davon aus, daß Grete Minde als Schuldige am großen Stadtbrand von 1617 angesehen werden muß, und auch die Novelle läßt keinen Zweifel: Für Fontane ist Grete Minde die junge Brandstifterin, die „*durch Habsucht, Vorurteil und Unbeugsamkeit von seiten ihrer Familie, m e h r n o c h durch Trotz des eigenen Herzens... zu Grunde geht*“, so in einem Brief Fontanes an Paul Lindau vom 6. Mai 1878 (2).

Der Reiz dieser Erzählung liegt auch darin, daß Gretes Charakter, der anfangs mit der liebevollen Sympathie des auktorialen Erzählers gestaltet wurde, sich in die wahnhaften Züge einer Kohlhaas'schen Figur verzerrt. Fontane erfuhr erst kurz vor dem Erscheinen seiner Novelle von Forschungen des liberalen Reichstagsabgeordneten Parisius, der dann in seinen 1883 erschienenen „*Skizzen aus der Altmark*“ (3) die Unschuld der Grete Minde nachweist und einen Justizmord der miteinander verschworenen Patrizierfamilien Tangermündes beklagt.

Die daraus resultierenden Überlegungen Fontanes, der zweiten Auflage seiner Novelle von 1887 ein erklärendes Vorwort voranzuschicken, verlaufen im Sande. Schon Jahre zuvor stellte Fontane klar: „*In 'Grete Minde'-Angelegenheiten empfang ich einen sehr interessanten Brief von ... Parisius, er enthält ein freundliches Wort, das aber, worum es sich handelt, hat mit meiner Novelle n u r m i t t e l b a r zu tun.*“ (4)

Wer daher heute das Thema der Grete Minde aufnimmt, findet sich in einem Geflecht gewachsener literarischer und historischer Bezüge, die schwer zu umgehende Vorgaben enthalten oder gängige Interpretationsmuster aufdrängen; der beim Leser sicher zu erwartende Vergleich mit Fontanes Novelle tut ein übriges. Auch Barbara Bartos-Höppner, Jugend- und Sachbuchautorin, hat sich mit einer Darstellung der Elbe-Geschichte und mit ihrer Familien-Saga „Die Bonnins“ inhaltlich wie formal erst einmal an das Thema herangeschrieben. Ihr Roman „Die Schuld der Grete Minde“ geht Fontane und seiner Novelle konsequent aus dem Wege und bleibt ihr doch stark verhaftet: Die Autorin wählt die Darstellungsform des historischen Romans, wie er seit Willibald Alexis, Felix Dahn, Gustav Freytag und eben Theodor Fontane erprobt ist - ein Sittemgemälde aus Tangermünde entsteht vor den Augen des Lesers, prall gefüllt mit Landeskunde, Alltagsgeschichte, Brauchtum und städtischer Kultur. Wo Fontane ausspart oder nur andeutet, greift Bartos-Höppner hinein ins volle Menschenleben, läßt ihrer Liebe zum sorgfältig recherchierten Detail freien Lauf. Vor diesem anschaulich und kenntnisreich beschriebenen Treiben entfaltet sich eine Intrige des Patriziergeschlechts der Mindes gegen die nie als legitime Erbin anerkannte Grete, Tochter des aus der Art geschlagenen Peter Minde. Wenn Fontane den Charakter der Grete in den Mittelpunkt stellt, ihren Verletzungen und Entstellungen mit der psychologischen Sonde nachspürt, nutzt Bartos-Höppner die Erbschaftsansprüche der jungen Frau, um das Leserinteresse auf die Machenschaften einer habgierigen Gesellschaft zu lenken. Noch der Feuertod Gretes mit vorangehender Tortur spiegelt nur die brutale Skrupellosigkeit der städtischen Oberschicht.

Bartos-Höppner hat die neuere Aktenlage ausführlich studiert und hält sich an die Vorlagen: Viele der Handlungselemente, Personen und Örtlichkeiten sind belegt, entsprechen den Erkenntnissen der Historiker. Fontanes dichterisch freies, zur Deutung reizendes Ende Gretes im brennenden Kirchturm ist bei Bartos-Höppner nicht denkbar. So bleibt der Autorin, die in der Anklage einer korrupten Gesellschaft auch eine Ehrenrettung für Grete Minde versucht, relativ wenig Spielraum zur eigenständigen literarischen Gestaltung. Ihr auktorialer Erzähler Ambros Ambrosius, der aus der Retrospektive berichtet, wie es die Realisten des 19. Jahrhunderts exemplarisch vormachten, hat viel von Fontanes mildem, verzeihendem Verständnis, und die oft gerühmten Motivketten der Novelle finden sich hier in den bedrohlichen Feuer-Symbolen oder dem Freiheits-Vogel wieder.

Wo Fontane den Spruch vom Tangermünder Rathaus: „Verlaß dich nicht auf dein Gewalt“ im Schluß leitmotivisch wiederholt, kommentiert Bartos-Höppner mit der Mahnung, „daß die Wahrheit und Ordnung nicht aus der Welt kommt“ (S. 17, 152, 275, 315), mehrfach die Handlung - ein Spruch, der historisch auf die Katte-Tragödie zurückzuführen ist, die ihren Ausgang im Tangermünde benachbarten Wust nahm, dem Stammsitz der Kattes.

So ist Barbara Bartos-Höppners Roman, der ungebrochen in der Tradition des historischen Erzählens steht, eine Hommage an Fontane, eine respektvolle Verneigung vor seinem handwerklichen Können und Wirken. Doch macht dieses Verhaftetsein auch die Grenzen deutlich, die „Die Schuld der Grete Minde“

nicht überschreitet: Kein neuer Wurf, kein innovatives Werk, wie es etwa Peter Huchel mit seinem Hörspiel „Margarethe Minde“ (5) gelang, sondern ein Fortschreiten in ausgewiesenen, vertrauten Pfaden - ein Lesevergnügen aus der Sparte der Unterhaltungsliteratur, das zum Wiederlesen reizt: Wer Bartos-Höppners Roman zuklappt, wird sicher zu Fontanes Novelle greifen.

**Nachbemerkung:**

Von **Hannelore Reimann**, einer Lehrerin aus Tangermünde, erschien 1992 im Verlag Renner und Meinicke (Altmark-Zeitung/Stendaler Nachrichten) die 112 Seiten umfassende Erzählung „Flammen über Tangermünde“: Die Autorin hat sich „soweit wie möglich an Tatsachen und Personen gehalten, die wirklich existierten“, da Theodor Fontanes Gestalt der Grete Minde „mit der historischen Figur nicht mehr gemeinsam hat als den Namen und den Ort der Handlung“ (Nachwort, S. 112).

**Anmerkungen:**

- (1) Paul Irving Anderson: Der Durchbruch mit Grete Minde. In: Fontane-Blätter, Heft 52/1991, S. 47ff; Klaus Globig: Theodor Fontanes „Grete Minde“: Psychologische Studie, Ausdruck des Historismus oder sozialpolitischer Appell? In: Fontane Blätter, Heft 4/1981, S. 706ff.
- (2) Brief Fontanes an Paul Lindau vom 6. Mai 1878. In: Frederick Betz (Hg.): Theodor Fontane, Grete Minde. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 1986, S. 33.
- (3) Rudolf Parisius: Bilder aus der Altmark. Band 1, Hamburg 1883, darin: Grete Minden und die Feuersbrunst vom 13. Septbr. 1617. Eine Ehrenrettung, S. 66-108.
- (4) Fontane im Brief an seine Frau v. 15.6.1879, zitiert nach: Frederick Betz (siehe Anm. 2), S. 27.
- (5) Peter Huchel: „Margarethe Minde“. Eine Dichtung für den Rundfunk. Frankfurt a. M. 1984, Erstsending im Reichssender Leipzig am 22. Juni 1939.

## **Bibliophile Kabinettstücke**

- vorgestellt von Dieter Buchhierl, Berlin

**Theodor Fontane: Stine.** Mit acht farbigen Original-Radierungen von Hajo Mattern. Berlin: Berliner Bibliophilen Abend, Jahresgabe für die Mitglieder, 1992/1993. 72 S., 26 x 33 cm, Leinen.

**Theodor Fontane: Der alte Wilhelm.** Drei kleine Geschichten. (Der Karrenschieber von Grisselsbrunn. Der alte Wilhelm. Im Coupé). Mit fünf Radierungen von Horst Hussel. Neu-Isenburg: Edition Tiessen, 66. Druck, 1991, 33 S., 21 x 31 cm, Pbd. mit Schuber.

Dem Theodor-Fontane-Archiv ist es erfreulicherweise gelungen, diese beiden bibliophilen Buchausgaben zu erwerben, die in strikt limitierten Auflagen von nur 100 bzw. 135 Exemplaren gedruckt worden sind. Wer sich für moderne buchkünstlerische Raritäten interessiert und Gelegenheit hat, das Archiv zu besuchen, sollte nicht versäumen, sich die schönen Bücher vorlegen zu lassen.

Die „Stine“-Ausgabe enthält den auf Bütten sorgfältig gedruckten Text nach der Erstausgabe von 1890. Bei den auf gesonderten Blättern stets rechtsstehend eingeklebten Originalgraphiken handelt es sich um Handabzüge von acht Radierplatten, die der Künstler direkt vor dem Druck mit den verschiedenen Farben getönt hat - eine heute nur noch ganz selten ausgeübte Technik. Jedes Blatt ist außerdem numeriert und handsigniert.

Und wie Fontane in dieser Novelle oder „dem kleinen Roman“ aus der Mitte Berlins zwei Welten, zwei Gesellschaftsschichten, einen alten Grafen und die Witwe Pittelkow heikel „aufeinanderplatzen“, den jungen Waldemar sich aussichtslos und unstandesgemäß in das Mädchen Stine verlieben läßt; so gibt Mattern keine bloß ausmalenden, erläuternden Illustrationen zu dieser disparaten Geschichte, sondern völlig eigenständige, ebenso mehrschichtige Paraphrasen bestimmter Schlüsselszenen, die dem Betrachter Vorder- und Hintergrundes gleichzeitig zu betrachten und zu bedenken geben.

Erwähnenswert auch, daß diese würdige Bibliophilen-Jahresgabe in jeder Beziehung Berlinisch ist: Autor, Thema, Graphiker (Mattern, \*1951, seit Mitte der 70er Jahre hier auch als Architekt tätig), Buchgestalter, Drucker und Buchbinder - alle sind hier heimisch.

Die drei kleinen Geschichten des Tiessen-Drucks, zwischen 1884 und 1892 entstanden, kommen bescheidener daher, aber der Band ist mit gleicher Liebe und buchkünstlerischer Kompetenz gestaltet worden: Handsatz aus der Janson-Antiqua mit wohlüberlegtem Satzspiegel, Schriftgrad und Durchschuß; Büttenpapier Vélin d'Arches; solider, blaugrau bezogener Pappband mit Vignette.

Die textbegleitend eingedruckten Radierungen von Hussel, krauslineare Gespinste auf dezent-grauen Hintergründen, führen kein so starkes Eigenleben wie Matterns starkfarbige Graphiken, die zudem auf blaues Maschinen-Bütten montiert sind. Mikroskopisch, wie Fontanes Texte sind, ordnen sich Hussels graphische Stenogramme fast unauffällig ein und verlocken das Auge trotzdem, die sparsamen Umrisse nachspürend zu dechiffrieren und zu deuten.

Seit der Überwindung der schrecklichen „Prachtwerke“ vor gut 100 Jahren entwickelte sich hierzulande eine höchst beachtenswerte Buch- und Pressendruck-Kunst. Diese Tradition lebt hier beispielhaft weiter. Was wohl Fontane dazu sagen würde?

**Fontane und Potsdam.** Mit 33 Abbildungen und 7 Faksimiles. Herausgeber: Theodor Fontane Gesellschaft; Berliner Bibliophilen Abend; Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Konzeption und Gestaltung: Werner Schuder. Begleitende Texte: Gisela Heller. Berlin 1993. 96 S., 23,5 x 22,5 cm, fest gebunden.

Hier ist von einem Glücksfall zu berichten. Man stelle sich einmal vor, die gute Fee Poztupimi hätte anlässlich ihres tausendsten Geburtstags dem Schriftsteller Fontane drei Wünsche freigestellt.

Dieser, vom Glück nie sonderlich begünstigt, doch ein Mann von Courtoisie, erbat in scheinbarer, diplomatischer Bescheidenheit „Erstens: Ein Buch mit ausgewählten eigenen Texten über Dero Stadt und Nachbarschaft. Zweitens: Wahre Liebhaber und Kenner meines Werks als Herausgeber und Typographen. Drittens: Pünktliches Erscheinen im richtigen Augenblick für einen mir wohlgesonnenen Kreis von (sagen wir zunächst mal 1000?) Leserinnen und Lesern.“

Selten ward so klug gewünscht, ein Wunsch so rein erfüllt!

Mit Recht heißt es daher im Vorwort: „Für eine Darstellung der Beziehungen Fontanes zu Potsdam steht verhältnismäßig wenig Material zu Verfügung. ... Es ist jedoch nicht ohne Reiz, seine sparsamen Äußerungen über die preußische Metropole zu verknüpfen mit Berichten über seine Beziehungen zu dort lebenden Freunden und Bekannten, seine Besuche in Potsdam und mit seinen ausführlichen Schilderungen von Orten und Landschaften der näheren Umgebung sowie den Erwähnungen Potsdams in seinen Romanen. Auf diese Weise ist ein durchaus abgerundetes Bild möglich.“ Und ein sehr reizvolles!

Das umsomehr, als die ausgewählten Fontane-Texte durch Gisela Hellers kenntnisreich verbindende, kursiv gesetzte Kommentare ebenso wie die vorzüglich ausgewählten und reproduzierten, richtig zugeordneten Stahlstiche, Zeichnungen und Faksimiles das Lesen und Betrachten dieser musterhaften Jahresgabe zu einem wahren Vergnügen für jeden Fontane- und Bücherfreund machen. Sie verdiente es, noch einmal nachgedruckt zu werden, um über den ursprünglichen, begrenzten Empfängerkeis hinaus neue Freunde für Fontane, Potsdam und die Mark Brandenburg zu gewinnen.

## INFORMATIONEN

### Symposium „Theodor Fontane - von Dreißig bis Sechzig“ in Potsdam, 15. - 17. September 1993

Vom 15. bis 17. September versammelten sich im Alten Rathaus zu Potsdam Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt zu einem von der Theodor Fontane Gesellschaft und dem Theodor Fontane-Archiv veranstalteten, vom Fachbereich Germanistik der Humboldt-Universität Berlin konzipierten Symposium, das sich dem „mittleren Fontane“, dem Fontane „von Dreißig bis Sechzig“ widmete. Hatte der Tagungsleiter Prof. Dr. Wruck zu Beginn noch festgestellt, daß die angesprochene Lebensphase zu dem weniger Untersuchten in Fontanes Biographie gehört, so lautete sein Resümee am Ende der Veranstaltung: „Der mittlere Fontane ist als Forschungsgegenstand etabliert.“ In der Tat haben die 18 Beiträge gezeigt, wieviel Neues in den letzten Jahren zu diesem Bereich erforscht worden ist: Von der Bewertung der England-Erfahrungen Fontanes und ihrem Einfluß auf das spätere Werk (Helmuth Nürnberger, Rudolf Muhs, Wulf Wülfing), seinem Wiedereintritt in den „Tunnel“ im Jahre 1859 und seinem taktischen Verhalten in diesem Verein (Roland Berbig) von seiner Tätigkeit in der Redaktion der „Kreuzzeitung“ - hier konnte Heide Streiter-Buscher über eine Reihe von neu ermittelten, bisher unbekanntem journalistischen Arbeiten Fontanes berichten - über detaillierte Untersuchungen zu „Der Krieg gegen Frankreich 1879/71“ (John Osborne) und zu Fontanes Urteil über Napoleon III., (Marc Thuret), die Rezeption der „Wanderungen“, der Kriegsbücher und „Vor dem Sturm“ (Luise Berg-Ehlers) bis zur Entstehungsgeschichte des ersten Romans (Walter Hettche, Otfried Keiler) reichte das Spektrum der auf hohem wissenschaftlichem Niveau argumentierenden Beiträge, die hier nicht referiert werden können, zumal alle Vorträge in absehbarer Zeit im Druck erscheinen sollen.

Der abschließende Vortrag von Christian Grawe zeigte, daß Fontanes schriftstellerische Entwicklung ohne eine Untersuchung seiner Anfänge in den 50er Jahren und der damals geplanten, aber nicht ausgearbeiteten Werke nicht angemessen gewürdigt werden kann.

Als wichtigstes Fazit der Tagung kann der vor allem von Hubertus Fischer überzeugend vorgetragene Befund gelten, daß Fontanes Tätigkeit in der Redaktion der „Kreuzzeitung“, seine konservative Phase, nicht vom alten, liberalen Fontane her umgedeutet oder „entschuldigt“ werden darf, sondern in ihrer Eigenart und Eigenbedeutung betrachtet und weiter erforscht werden muß.

### In memoriam Anita Golz

Die Weimarer Gutenbergstraße war für alle eine vorzügliche Adresse, die etwas Spezielles über Fontane wissen wollten. Prompt und kompetent erhielt man Auskunft: in sympathisch klarer Handschrift, sachlich und freundlich. Diese Briefe werden nun ausbleiben, denn Anita Golz ist Mitte November 1993 einer tückischen Krankheit erlegen, mit der sie seit langem tapfer gelebt hat.

Ich habe Anita Golz in einem Vierteljahrhundert gemeinsamer Arbeit schätzensgelernt: als umsichtige Lektorin mit profunden Kenntnissen in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, als versiert-behutsame Fachfrau in allen editorischen Fragen, als detailbesessene Kennerin biographischer und philologischer Zusammenhänge bei Schiller und Kleist, bei Goethe und Storm und - vor allem - bei Fontane.

Sie betreute nahezu alles, was im Aufbau-Verlag vom „Effi-Briest“-Autor erschien, und manches seiner Werke hat sie selbst herausgegeben. Lektorieren hieß für sie, jene „Penibilität in Drucksachen“ ganz wörtlich zu nehmen, auf die Fontane so großen Wert legte. Mit unendlicher Geduld achtete sie auf Zuverlässigkeit der Texte, auf Stichhaltigkeit der Kommentare; aber jedesmal wehrte sie energisch ab, wenn ein Herausgeber ihre Verdienste zu würdigen versuchte. Sie stellte ihre Akribie in aller Bescheidenheit zur Verfügung; jegliche Publizität war ihr peinlich.

In einem Falle allerdings - und mit sehr gutem Grund - habe ich sie auch stolz erlebt: beim Erscheinen der dreibändigen Ausgabe von Fontanes Gedichten (Aufbau 1989), die sie nach den Vorarbeiten von Joachim Krueger auf das vorliegende meisterhafte Niveau gebracht hat. Ihr ist zu danken, daß dies die einzig verbindliche Edition Fontanescher Lyrik geworden ist und daß weit über 100 Gedichte erstmals publiziert werden konnten.

Anita Golz war eine der kreativen Stillen im Lande der Fontane-Forschung. Wer sie kannte, wird ihre Liebenswürdigkeit, ihre mütterliche Freundlichkeit und ihre Hilfsbereitschaft stets in Erinnerung behalten. Mit ihrem Tod ist es ein wenig kälter geworden in der Gemeinschaft der Fontane-Freunde.

Gotthard Erler/Redaktion

## Archivmitteilungen

### - Vorankündigung

Liebe Leserin, lieber Leser,

ab 1994 müssen wir wegen gestiegener Herstellungskosten die Gebühr für unsere Zeitschrift erhöhen. Ab Heft 57/1994 beträgt die Gebühr für den Erwerb eines Einzelheftes DM 11,50 (zuzüglich Versandkosten). Wir bitten um Ihr Verständnis.

Das bereits im Heft 55/1993 angekündigte zusammenfassende Register für alle bisher erschienenen Ausgaben dieser Zeitschrift wird erst im nächsten Heft veröffentlicht werden können.

Ebenfalls im nächsten Heft wird wieder eine laufende Bibliographie neu erworbener Handschriften und Literatur dargeboten.

Im nächsten Jahr (ab Heft 58) werden die Fontane-Blätter als gemeinsame Publikation vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. weitergeführt. Es ist geplant, die Beiträge des diesjährigen Symposiums im ersten Heft der gemeinsam herausgegebenen Fontane-Blätter zu veröffentlichen.

### - Dank

Wir danken herzlich allen Spendern, daß sie uns die Erwerbung kostbarer und bisher nicht veröffentlichter Handschriften sowie Literatur im Interesse der Forschung und Publikation ermöglichten.

Bei weiteren Zuwendungen bitten wir, das Stichwort

„Fontane-Archiv“ und als codierten

Zahlungsgrund: 0 6 7 1 5 / 2 8 2 1 0

anzugeben.

Unser Konto: 1 6 0 0 1 5 0 0

BLZ: 1 6 0 0 0 0 0 0

Bundesbank, Filiale Potsdam

Damit wird gewährleistet, daß Ihre Spende ausschließlich dem Erwerb von Sammlungsobjekten zugeführt wird. Auf Wunsch stellen wir Ihnen eine Spendenbestätigung aus.

**- Vertriebshinweise**

Wir bitten unsere Leser, alle Veränderungen im Dauerbezug (Wohnwechsel oder Nachbestellung) an das Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam zu richten.

**Postfachadresse**  
Postfach 60 15 45  
14415 Potsdam

**Hausadresse**  
Dortustr. 30/34  
14467 Potsdam

Folgende Einzelhefte der laufenden Serie sind noch durch das Theodor-Fontane-Archiv lieferbar:

Bd. II, Hefte 5; 7; 8; Bd. III, Hefte 4 - 8; Bd. IV, Hefte 1; 3; 4; 5; 8; Bd. V, Hefte 1; 2; 4; 5; 6; Bd. VI, Hefte 1 - 6;  
ferner die Hefte Nr. 45, 48      Preis je Heft DM 6,50  
die Hefte Nr. 51, 53, 54, 55      Preis je Heft DM 8,50  
die Sonderhefte 2, 4, 5, 6      Preis je Heft DM 3,50

Ferner können durch Direktbezug erworben werden:

**Fontane und Potsdam.** Hrsg. Theodor Fontane Gesellschaft, Berliner Bibliophilen Abend, Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Berlin 1993. 93 S., zahlr. Abb.  
Abgabe gegen eine Gebühr von DM 34,00 (zuzüglich Versandkosten)

**Theodor Fontane. Märkische Region & Europäische Welt**  
von Helmuth Nürnberger. Katalog anlässlich der Fontane-Ausstellung in Bonn. Hrsg. vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur und dem Bevollmächtigten des Landes Brandenburg für Bundesangelegenheiten und Europa. Bonn 1993. 184 S., zahlr., z.T. farbige Abb.  
Abgabe gegen eine Gebühr von DM 25,00 (zuzüglich Versandkosten)



## DUITSE KRONIEK

orgaan voor culturele betrekkingen met Duitsland

Seit 43 Jahren besteht unsere Zeitschrift, die 1950 von niederländischen Germanisten und an Deutschland Interessierten ins Leben gerufen wurde. Seitdem erscheint alljährlich viermal eine Ausgabe.

Die „Duitse Kroniek“ beschäftigt sich vor allem mit der deutschsprachigen Literatur. Darüber hinaus bringt sie Aufsätze über Kultur und Kulturpolitik sowie über historische Themen. Hierbei werden die deutsch-niederländischen Kulturbeziehungen besonders berücksichtigt.

Das Anliegen der „Duitse Kroniek“ ist es, nicht nur eine Zeitschrift zu sein für Germanisten, sondern für alle, die an Literatur, Kulturgeschichte und deutsch-niederländischem Kulturaustausch interessiert sind. Deshalb wollen wir einem breiteren Publikum unsere Zeitschrift näherbringen.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Hefte, die einem Spezialthema gewidmet sind, wie zum Beispiel:

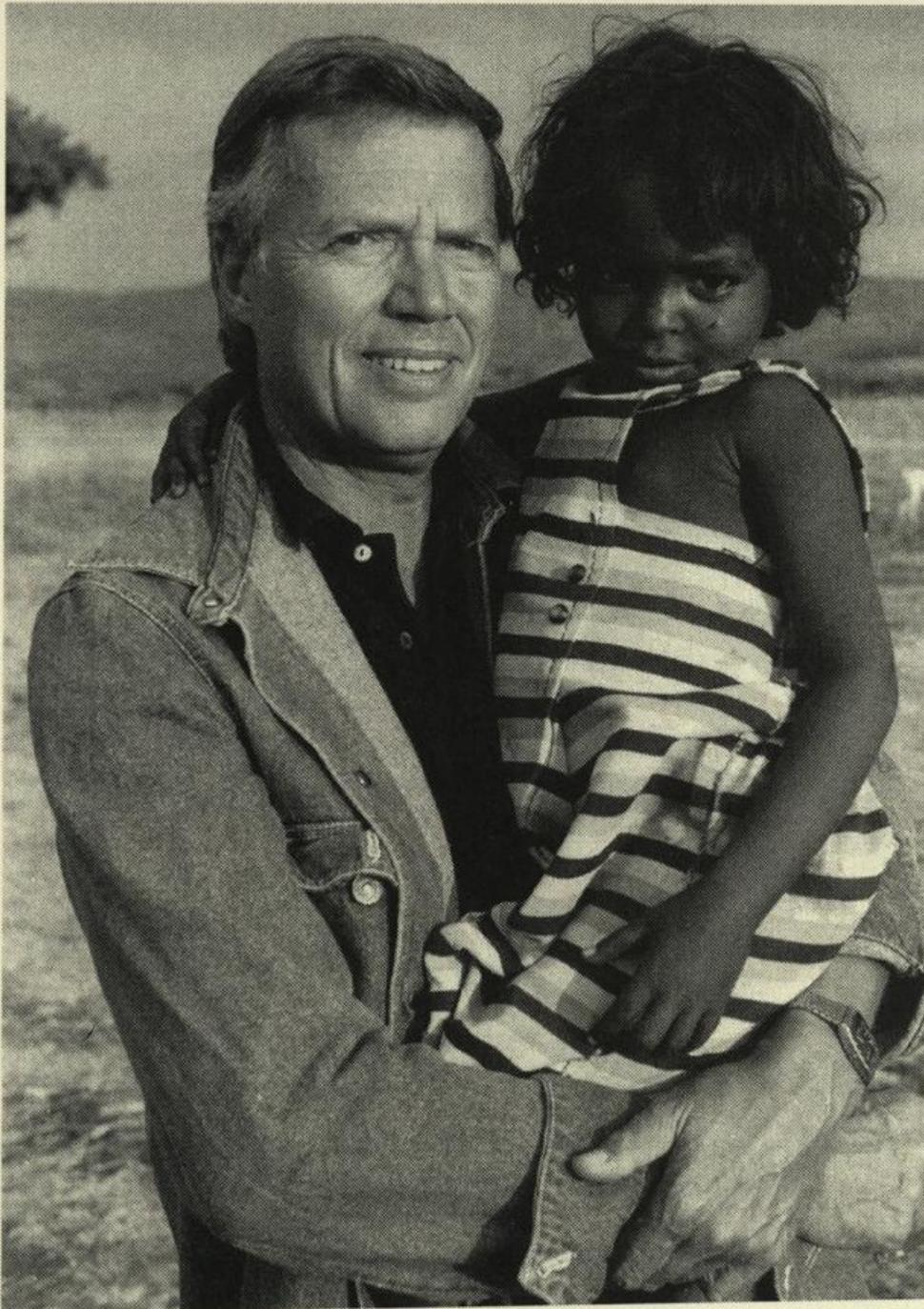
„Frauen über Frauen“; „Kafka“; „Deutsch-Niederländische Kulturbeziehungen“; „Albert Vigoleis Thelen“; „Brandenburg-Preußen und die Niederlande“ u.a.

In- und ausländische Wissenschaftler von Rang arbeiten regelmäßig an der „Duitse Kroniek“ mit.

Gegen Zahlung von Hfl. 15,- stellt die Schriftleitung gern ein Probeheft zur Verfügung; ein Jahrgang kostet Hfl. 49,- (DM 55,-), für Studierende Hfl. 36,- (DM 41,-), ebenso für die Mitglieder der „Genootschap Nederland-Duitsland“.

Interessenten wenden sich bitte an die Schriftleitung:

Dr. J. Enklaar-Lagendijk, Muurhuizen 11, 3811 EC Amersfoort,  
Niederlande.



„Sie haben das Leben in der Wohlstandsgesellschaft manchmal satt? Dann denken Sie bitte an jene, die vom Hungertod bedroht sind!“

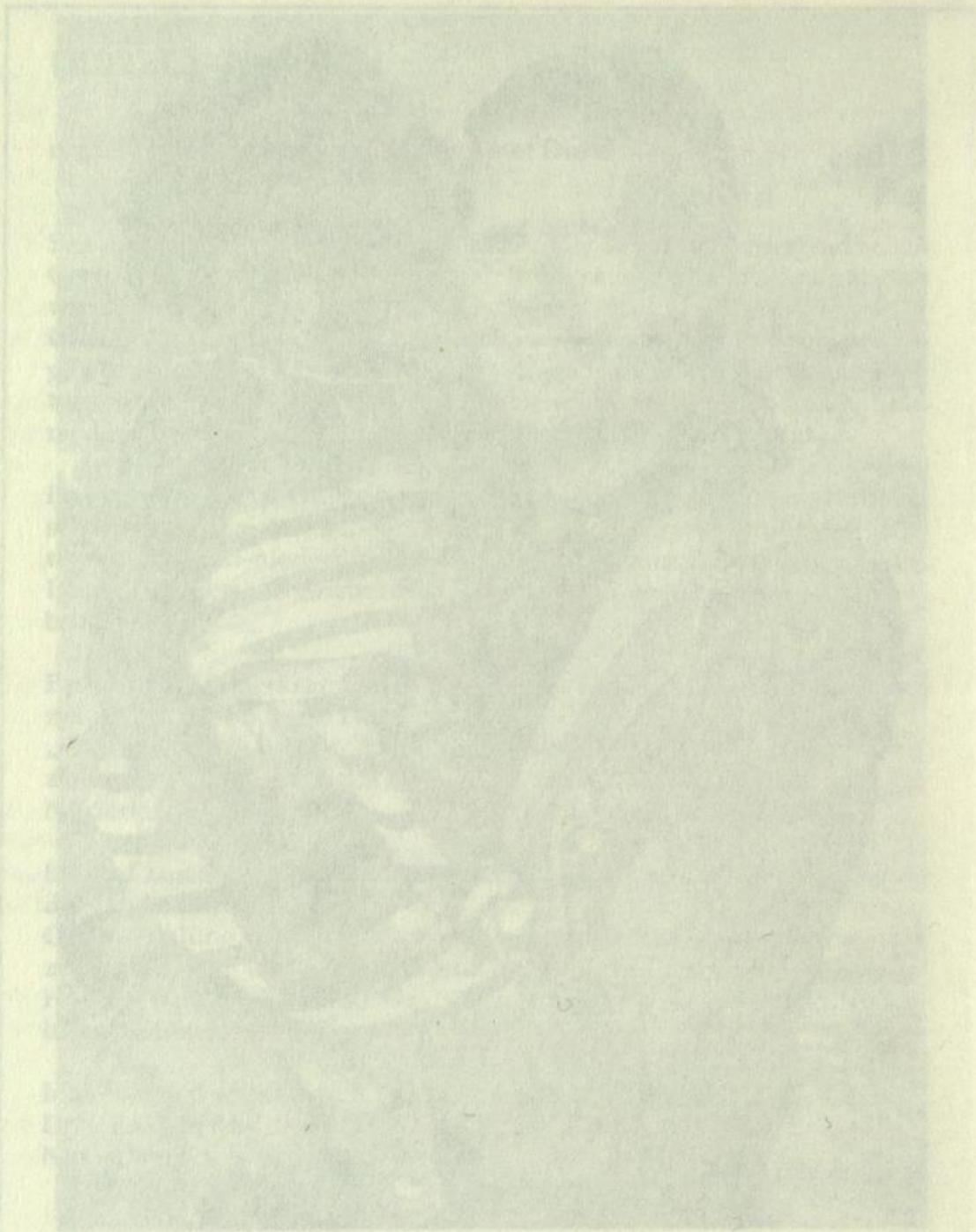
*Karlheinz Böhm*

Karlheinz Böhm

Kontonr.:  
700 000

bei allen Münchner Banken

**Menschen  
für  
Menschen**



*Handwritten signature*  
Kontroll-  
700 000  
bei allen Kassen

Menschen  
für  
Menschen

Sie haben das Leben in der  
Wohltätigkeitsgesellschaft  
nicht mit satt? Dann denken  
Sie bitte an jene, die vom  
Hunger bedroht sind!







